Beethovens Brevier



von Ludwig Nohl.

Beethovens Brevier.

Sammlung
der von ihm selbst ausgezogenen oder angemerkten Stellen
aus Dichtern und Schriftstellern
alter und neuer Zeit.

Nebst
einer Darstellung von Beethovens geistiger Entwicklung

herausgegeben von

Ludwig Nohl.

Leipzig.
Ernst Julius Günther.
1870.

Zur hundertjährigen Feier

von

Beethovens Geburt.

Einleitendes Vorwort.

Die nachstehende Sammlung der von Beethoven ausgeschriebenen oder angemerkten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern alter und neuer Zeit soll nicht eine Art wissenschaftlicher Arbeit sein, wie sie seinerzeit mit dem erforderlichen Material und allseitig durchgeführt allerdings das in den „Briefen Beethovens" und in „Beethovens Leben" Gebotene wesentlich zu ergänzen im Stande sein wird; sondern zur bevorstehenden Säcularfeier von Beethovens Geburt sei hier vorerst nur eine ebenso rasch ins Werk gesetzte wie beschlossene Festgabe geboten, die Geist und Gemüth auf gleiche Weise anmuthend zu erregen und auch außerhalb der blos musikalischen Kreise auf die Bedeutung des Festes aufmerksam zu machen im Stande ist

Zunächst die Durchforschung von Schindler's Beethoven-Nachlaß, der ebenfalls noch der Ueberführung an die richtige und allgemein zugängliche Stelle harrt, hatte mir die letzten Reste von Beethovens ohnehin nicht großer und in der letzten Krankheit jedenfalls

noch mannigfach zusammengeschwundener Handbibliothek erschlossen. Dies in Verbindung mit einigen in den verschiedensten Händen befindlichen Autographen des Meisters und namentlich mit seinem Tagebuch von 1812 bis 1818, von dem uns allerdings nur die obendrein vielfach ungenaue Abschrift überkommen ist, während die Blätter des Originals vereinzelt in der halben Welt umherflattern, konnte überhaupt den Gedanken einer derartigen Zusammenstellung erzeugen, die selbst in ihrer Lückenhaftigkeit und verhältnißmäßigen Beschränktheit geeignet schien, auf ihre Weise ein Bild von der geistigen Art des Meisters zu geben und namentlich tiefere Blicke in seine Weltanschauung wie in ein persönliches Gemüthsleben thun zu lassen.

Vor allem aber, bei welchem Meister der absoluten Musik könnte es von höherem Interesse sein zu sehen, in welcher Weise sich das allgemeine Ideenleben der Menschheit, sowie es am reinsten und conzentrirtesten stets die Literatur eines Volkes darstellt, in seinem individuellen Geiste wiederspiegelt, welche Gedanken und Vorstellungen seine Seele bewegten und ihm die Phantasie zum Schaffen befruchteten, als bei demjenigen, der nicht blos als der erste in seiner speziellen Kunst mit aller Energie der eigenen Klarheit in das geistige Treiben der Menschheit eintrat und dieselbe in den Strom des bewußteren Geisteslebens mit hineinleitete, sondern sogar oft genug ganz unmittelbar und consequenter Absicht die eigentlichen

Fruchtkeime seines Schaffen diesem höheren Leben sowohl in der Dichtung wie in der Wirklichkeit entnahm!

Wir haben uns also vorerst über diesen Punct Rechenschaft zu geben.

Beethoven selbst rügt es in dem bekannten Briefe an Dr. Wegeler in Bonn aus dem Jahre 1801 einmal an einem der ihn in Wien bei der beginnenden Taubheit behandelnden Aerzte, daß derselbe „zu sehr Praktiker sei, als daß er sich viel neue Ideen durchs Lesen verschaffe." Von dem gleichen Jugendfreunde wissen wir, daß die Bekanntschaft mit der Literatur, namentlich mit Dichtern, bereits aus ziemlich früher Zeit stammt, und den Ueberlieferungen über die dramatischen Aufführungen der Bonner Bühne, der weder Goethe und Schiller noch Shakspeare und Lessing fehlten, steht bestätigend die Mittheilung des Bremer Dr. Müller zur Seite, daß Beethoven sich bereits damals „vorzugsweise gern dem durch Töne und später durch Dichter geweckten Gefühle überlassen habe," — eine Mittheilung, die um so glaubwürdiger erscheint, als sie nicht blos mit der ganzen Art und Weise des Meisters übereinstimmt, sondern obendrein ebenfalls mittelbar von seinen Jugendfreunden herrührt.

Ferner haben wir uns zu erinnern, daß als es sich in einer späteren Lebensperiode um Herausgabe der sämmtlichen Clavierwerke Beethovens handelte, er selbst den Vorsatz aussprach, die „poetische Idee," den „poetischen

Inhalt," die „Intention" derselben, wie abwechselnd sein Ausdruck lautete, in deutlichen Worten hinzuzusetzen. Dieser Vorsatz freilich unterblieb, einerseits weil wie C. Czerny in seiner Clavierschule gewiß richtig meint, der Meister selbst wußte, „daß die Musik nicht immer von dem Hörer so unbefangen gefühlt wird, wenn ein bestimmt ausgesprochener Zweck dessen Einbildungskraft schon im voraus fesselt", andrerseits hauptsächlich aber wohl deßhalb, weil Beethoven selbst fühlen mochte, wie sehr er bei der wirklichen Ausführung eines solchen Vorsatzes am Ende persönlich ins Gedränge gerathen könne.

Denn nur bei der weitaus kleineren Zahl dieser Werke, die im übrigen allerdings so recht den besonderen Geist Beethovens und namentlich seine hochpoetische Gesammtanschauung wiederspiegeln, erscheint die „poetische Idee" auch in der Gesammtanlage und Form in solcher Weise bestimmend, daß eine Angabe ihres realen Inhalts und Verlaufs uns zugleich über diese künstlerische Gestaltung aufzuklären vermöchte. Weitaus die größere Anzahl derselben mag zwar im Gegensatz zu der bisherigen Art der Componisten ihre Entstehung vorwiegend der unmittelbaren Anregung durch irgend eine „Idee", sei sie dem Leben oder auch der Dichtung entnommen, verdanken und nicht blos dem architektonischen Zusammensetzen mathematischer Formen oder dem phantasievollen Spiel mit rein musikalischen Bildungen angehören. Denn „gefühlt", innerlich „geschaut" ist fast alles und

jedes zumal im spätern Schaffen Beethovens, und dies eben ist es was ihn im tiefsten Grund von all seinen Vorgängern unterscheidet und eine weltenweite Kluft zwischen sie und unsern Meister setzt, der seiner Kunst einen mit nichts zu vergleichenden Anstoß nach vorwärts gegeben hat.

Allein so tief erregt von realen oder idealen Dingen ihm die Seele stets beim Schaffen gewesen sein mag und so intensiv befruchtet in der bildenden Phantasie er von den Eindrücken war, die von der wirklichen Welt oder von der sie verklärenden Poesie herstammten, — alles in allem genommen zeigt auch bei Beethoven die weitaus größere Hälfte seiner Werke im Grunde nur den allgemeinsten Einfluß dieser Eindrücke auf die eigentliche Ausführung und Gestaltung derselben. Es ist zunächst und vor allem die Grundstimmung und die Gesammtfärbung, was er diesen Anregungen entnimmt. Durchweg aber folgt nach diesem allerdings sehr entscheidenden Anstoß das Ganze doch im weiteren Verlauf vorwiegend den Regeln einer rein musikalisch-architektonischen „Setzkunst", die ihm selbst bestimmte Normen und bannende Formen auferlegt und jeden Versuch eines genaueren Feststellens des logischen Gangs und Zusammenhangs zum erfolglosen Irr- und Trugspiele macht.

Nur höchst ausnahmsweise wie in den Ouverturen, wo die Natur der Sache es mit sich bringt, in der großen Leonorenouverture und in denen zu Egmont und Co-

riolan, und in den reichsten und tiefsten Ergüssen seines persönlichen Empfindens, da wo ihm wie z. B. in den Sonaten Op. 31 II und Op. 57 „die Brust voll ist viel zu sagen", gewinnt auch die „poetische Idee" vollere Macht über ihn und er gestaltet durchaus nach dem Drang seiner Empfindung, läßt Formen Formen sein und den Menschen und Dichter in ihm so sehr Herr der ganzen Situation werden, daß an Stelle hergebrachter Wendungen und stabiler Factur das höhere Gesetz des freien Gedankens, die Naturbewegung des Gefühles tritt. Und hier allerdings werden wir dann auch deutlich genug davon überzeugt, daß eine „poetische Idee" sogar bis ins Einzelne der künstlerischen Gestaltung in ihm gewaltet und ihren Gang und Rhythmus dem Bau und Fortgang des Ganzen entscheidend aufgeprägt hat.

Diese Werke, die höchsten seines Genius, sie sind es auch gewesen, die stets die Frage nach dem Warum? erregt und das zunehmende Verlangen nach Lösung des hier liegenden Räthsels erzeugt haben. Sie, die uns den Geist Beethovens in seiner ganzen Kraft und Hoheit offenbaren, sie drängen uns auch die Frage nach der geistigen Menschwerdung dieses Künstlers auf und lassen uns nicht mit der Antwort uns bescheiden, die bei den genannten beiden Claviersonaten der Meister selbst der Anfrage Schindlers gab: „Lesen Sie nur Shakspeares Sturm!" Sie erregen uns ein erhöhtes Interesse an der geistigen Entwicklung dieses Künstlers und lassen

namentlich auch den Gang seiner Bildung vorab durch die Lectüre von Werth erscheinen, um daraus die Art seiner Anschauung, die stets wachsende Vertiefung und Läuterung seiner geistigen Auffassung, die Entwicklung seines Wesens zum höchsten Guten und Schönen hin zuerkennen, von dem sein musikalisches Schaffen uns so erhebende und nicht zu mißdeutende Bilder gegeben hat.

Es mußte also schon eine Biographie des Meisters, die eine wirkliche Darstellung seines Seins und Werdens sich zum Ziel setzte, von selbst sich genöthigt sehen, auf diese Seite seiner Entwicklung ein scharfes Auge zu haben, und meine Lebensbeschreibung des Meisters, soweit dieselbe bis jetzt der Oeffentlichkeit vorliegt, hat auch nicht verfehlt nach Möglichkeit zusammen zu stellen, was aus den hier besonders spärlich fließenden Quellen noch zu gewinnen war.

Allein wenn selbst hier eben wegen der großen Lückenhaftigkeit des überkommenen Materials, die hauptsächlich auch Folge der eigenen Einsilbigkeit Beethovens über seine innere Entwicklung ist, nur ein sehr allgemeiner Ueberblick darüber gegeben werden konnte, was von den großen Ideen der Menschheit und besonders von den geistigen Bewegungen der Zeit auf ihn persönlich von nachhaltigem Einfluß gewesen, weil er schließlich denn doch wieder gar zu sehr blos Musiker war, um diese Gewalten des Lebens und der Geschichte anders in den allerallgemeinsten Zügen zu erfassen und

man möchte sagen wohl den ewigen Lauf der Sterne in erhabensten Bildungen wiederzuspiegeln und die stets unveränderlichen Naturbewegungen unseres Gefühlslebens zur Grundlage seiner Schöpfungen zu machen, nicht aber von dieser nur allgemeinen Vorstellung der Bewegung des Lebens nun auch zur deutlichen Erkenntniß ihrer Gesetze, von der dunkel empfundenen „poetischen Idee" zum klargeschauten „dichterischen Gedanken" vorzudringen und ihm allein Macht und Entscheidung über sein Schaffen zu lassen, — wie unendlich mehr würde man irren, hier in einer obendrein noch sehr sporadischen Auswahl aus seiner Lectüre irgend etwas finden zu wollen, was dem Künstler als Vorwurf des Schaffens und Norm des Gestaltens gedient habe oder überhaupt nur in solcher Weise bestimmten Aufschluß über dieses und jenes seiner Werke geben könnte, daß uns nun gar programmartig die „poetische Idee" selbst vorläge, die demselben Grund und Anhalt seiner Existenz gewesen ist!

Von solchen concreten Dingen ist hier nichts zu gewinnen. Und wenn Carl Czerny, der doch viele Jahre in der unmittelbaren Nähe Beethovens weilte und wegen des öffentlichen Vortrags seiner Werke auch manchen Aufschluß über deren Art und Entstehung erhielt, allerdings mit Grund sagen konnte: „Es ist gewiß, daß Beethoven sich zu vielen seiner schönsten Werke durch ähnliche aus der Lectüre oder aus der eigenen regen

Phantasie geschöpfte Visionen und Bilder begeisterte und daß wir den wahren Schlüssel zu seinen Compositionen und zu derem Vortrage nur durch die sichere Kenntniß dieser Umstände erhalten würden, wenn dieses noch überall möglich wäre," so gibt unsere Sammlung allerdings hier nur den allergeringsten positiven Aufschluß.

Vielmehr vermag schon ein flüchtiger Blick auf das hier Gebotene vom neuen zur vollen Evidenz zu bestätigen, daß Beethoven trotz all solcher Ueberlieferungen nicht oder doch nur in den allgemeinsten Umrissen nach der Natur und dem Modell gearbeitet hat und daß es eben doch nur höchst genereller Art war, was wie im Leben so in Poesie und Literatur auf sein Schaffen eingewirkt hat. Die allgemeine geistige Bewegung der Zeit und Menschheit schwebte ihm so wie dem Architekten nur nach ihren Grundzügen, zwar tief empfunden und mit den vollen Schauern der Ahnung ergriffen, aber eben nur als eine dunkel erfaßte Macht vor, die auf seine schaffende Phantasie auch nur in den ersten Grundlagen bestimmenden Einfluß hatte.

Allein eben dies ist uns genug, und solches Einwirken nach seinem Vorhandensein und seinen Gränzen sicher constatirt zu haben wäre hinreichendes Resultat der Erforschung und Aufbewahrung der Dinge, die seine Entwicklung bestimmt haben. Denn mag er über die „poetische Idee" nicht hinauf zum dichterischen Gedanken und überhaupt nicht über das Fühlen der Musik zur Klarheit des

Denkens in Wort und Poesie gestiegen sein, was allerdings als eine bisher völlig unerhörte Forderung und darum spät erreichte That in der Kunst dasteht, — mag selbst die Neunte Symphonie, das höchste Werk seines Genius, erst den unvergleichlich großen und bedeutsamen Anlauf zu dieser Erlösung seiner wortlosen Kunst in die freie Thätigkeit des Geistes als volles Bewußtsein und deutliches Sagen der Dinge bedeuten, die den Stolz unserer Tage ausmacht und der letzte Triumph und Erfolg gerade seines so wahrhaft himmelstürmenden Bestrebens geworden ist, — solchem klaren Schauen und plastischen Gestalten unserer Ideale, wie sie schließlich einer Zeit und Nation der wahre Dichter gibt, geht das dunkle Ahnen und grundlegende Materialschaffen dieser letzten Bildungen voraus, und das fühlt wohl jeder, der Beethovens Werke mit der Seele hört, daß hier eine neue Welt sich gebiert und eine neue Fundamentirung unseres menschlichen Wesens sich vorbereiteten will.

Ja man darf kühn behaupten, daß der titanisch gewaltige Kampf dieses Künstlers um die höchsten Güter der Menschheit, um Reinigung unseres Wesens von fremden Gewalten und Gewinnung unserer eigensten Natur, es vor allem gewesen ist, was eben diesen Kampf der modernen Menschheit auch in die weitesten Kreise verbreiten half und ihn als unwiderstehlichen Drang in die Massen warf, ja ihn selbst den naiven Seelen einflößte. Eben darum aber wollte auch der

Meister selbst, daß die hohen „Intentionen", die er bei seinem Schaffen gehabt, der Nachwelt möglichst klar zu Kenntniß und Bewußtsein gelangten. Und als es mit der obenerwähnten Aufstellung von Titeln und Ueberschriften nicht ging, mühte der musikalische Faust sich noch auf dem letzten Krankenlager mit seinem wohlbekannten Schindler-Wagner, der eben zeitlebens auch blos Famulus blieb, in Gesprächen ab, um wenigstens einiges von diesen Intentionen ihm verständlich zu machen und auf diesem Wege zur Kenntniß der Welt zu bringen, was freilich wenig Erfolg hatte und mehr Mißverständniß und sogar Aergerniß als wirkliche Einsicht bereitet hat.

Es ist aber ein köstliches Vermächtniß, das er uns gerade nach dieser Seite hin hinterlassen hat, dieser letzte der Großen unserer Nation in der Zeit des ersten Bewußtwerdens ihrer selbst, und nach allen Seiten hin müssen wir dasselbe zu erkennen und zu ergreifen uns bestreben, um es für die Entwicklung unserer Zustände fruchtbringend zu machen.

Wir erfassen es nun aber außerhalb der Werke seines Genius, die natürlich stets der ursprüngliche und ergiebigste Born dieses Erkennens bleiben, jedenfalls vor allem dadurch, wenn wir uns nach Möglichkeit die innere Entwicklung dieses Menschen und Künstlers klar machen, wenn wir zusehen, an welchen Idealen er sich nährte, um selbst wieder nach dem Maß seiner Fähigkeit das Ideal der Menschheit weiter zu bilden, in welche

Geister der Vor- und Mitwelt sein Geist sich versenkte, um in diesem Spiegelbild sein eigenes inneres Gesicht zu erschauen, — mit einem Worte, in welchem Verhältniß er zu andern Großen steht und welches Glieder in der Kette unserer Gesammentwicklung bildet.

Aus diesem Gesichtspuncte zunächst also ward auch die vorliegende Zusammenstellung der von ihm notirten Stellen aus seiner Lectüre unternommen. Bald genug aber stellte sich heraus, daß auch hier noch ungleich mehr der Mensch Beethoven interessirt und angeregt oder auch erquickt und gestärkt sein wollte, als der Künstler befruchtet oder gar der Denker erweckt und zu den Höhen der Erkenntniß geleitet. Einen wirklichen Zusammenhang seiner geistigen Bildung also möchte man wohl zumal aus solchen abgerissenen Stücken schwer herausfinden, ein Logos seiner Entwicklung ist hier nur in den allgemeinsten Zügen zu erkennen. Deutlicher schaut schon das Ganze seiner moralischen Auffassungsweise hervor und zeigt den stets auf das Gute, das heißt auf selbstverläugnendes Wirken und Schaffen für das Allgemeine gerichteten Sinn, der aufrichtig ersehnt und kräftig anstrebt, daß stets und überall das Rechte geschehe.

So gewinnt diese Sammlung einen neuen Sinn und andern Werth, als sie wohl bei jedem höheren Künstler haben würde. Sie lehrt uns in der Weise wie seine Briefe den Menschen kennen, aus dem der Künstler

fließt. Sie zeigt ihn uns in seinen inneren Kämpfen und äußeren Nöthen, ihn den doppelt Unglücklichen, den die Natur mit schwerstem Schlage traf, als sie ihm das Gehör schädigte, und dem das Leben von Jugend an fast nur das Schwere und Bittere seiner Gaben und Pflichten zu kosten gab. Sie zeigt ihn uns vor allem, wie er in diesen Bedrängnissen, die ihn oft wie die Schlangen des Laokoon würgten, daß er laut aufschrie gegen den Himmel, der seinen Klagen taub zu bleiben schien, — wie er hier Hülfe und Trost sucht bei den erhabenen Tröstern der Menschheit, bei den würdigsten Vertretern unserer höheren Entwicklung und den tiefen Kennern und Helfern der menschlichen Seele. „Socrates und Jesus waren mir Muster!" ruft er in heißbedrängter Stunde einmal aus.

Und eben wegen dieses weitaus vorwiegend erbauenden Charakters seines Inhalts ist dem Werkchen der Titel „Beethovens Brevier" gegeben worden. Es ist nach seinem letzten und Total-Eindruck ein Art Trost- und Hülfsbüchlein seiner um die Existenz ringenden Seele, von ihm selbst freilich nicht in solcher Weise hergestellt, aber nach dem eigentlichen Sinn und Zweck seines Inhalts, sowie derselbe namentlich aus den Tagebüchern herrührt, als solches entstanden und gemeint.

Damit besitzen wir denn auch bei aller Lückenhaftigkeit des bisher erreichbaren Materials ein ebenso treues wie gedrängtes Bild sowohl seiner realen Lebensnöthe wie seiner idealen Kämpfe und Erstrebungen. Ja in

den Grundzügen enthüllt sich uns hier seine gesammte religiöse und moralische Anschauungsweise, seine Ansicht über die Unsterblichkeit, das Wesen Gottes und vor allem das klare Bild davon, wie er auf seine Art das Glück des Daseins und den Frieden der Seele suchte.

Darüber nun haben wir der deutlicheren Auffassung wegen und namentlich um jedes Mißverständniß zu bannen, im Folgenden noch des Genaueren uns zu äußern und wollen damit zugleich eine übersichtliche Skizze von Beethovens gesammter geistigen Entwicklung versuchen, wie sie in dieser Weise noch nicht unternommen worden ist, aber einzig im Stande scheint sicheren Anhalt zur Beurtheilung der Stellung zu geben, welche Beethoven in der modernen Entwicklung einnimmt.

Beethovens geistige Entwicklung.

I. Emollsymphonie und Pastorale.

Beethoven war am katholischen Niederrhein in jener Epoche geboren, wo „Aufklärung" die allgemeine Losung war und eine ganz entschiedene Hinwendung der Geister auf die greifbarste Wirklichkeit herrschte. Seine Jugend und erste Erziehung verlief unter Eindrücken, die namentlich einer religiösen Empfindungsweise völlig fern lagen, und die Gymnasialbildung „bei den Jesuiten" war noch viel weniger geeignet, durch den verwitterten Formendienst ihn den tieferen Kern, der auch hier immer noch vorlag, deutlich empfinden und die harmonische Geschlossenheit und natürlich gläubige Hingabe des Gemüths an das Ewig-Eine von Gott und Menschheit gewinnen zu lassen, die dem Menschen, namentlich dem mit Phantasie und Gemüth begabten, inneres Bedürfniß und fester Zusammenhalt fürs Leben ist.

Vielmehr finden wir ihn ebenfalls zunächst völlig abgewandt oder doch indifferent in Sachen der Religion. Seine Ausdrucksweise, wo sie ja das Walten eines Höheren berührt, ist die allgemeine unbestimmte von „Schicksal",

„Glück", „Unglück", „Hoffnung", „die Götter" und durchaustheilt er die rein ästhetische Geistesstimmung jener Zeit, die uns überhaupt zunächst ein freieres geistiges Dasein gebracht hat und natürlich einer solchen Künstlerseele von vornherein die entsprechende sein mußte. Sein Herz nährt sich an den schönen Erscheinungen eines Gluck, Haydn und Mozart, die allerdings der Menschheit bisher ungekannte Tiefen der Empfindung erschlossen und ein gutes Theil zur neuen Fundirung unseres inneren Lebens und zur tieferen Befriedung der Geister beitrugen. Außerdem waren es die Dichter, an ihrer Spitze Klopstock, die dem eigenen jungen Genius die Schwingen löften zum Flug in jene Höhen, wo die mannigfachen Kräfte und wechselnden Erscheinungen des Lebens in ihrer Einheit und gleichen Quelle sich darstellen.

Bemerkenswerther Weise aber bewahrte seinen Sinn schon in der Jugend der besondere Gang seines Lebens sowohl vor der rationalistischen Auflösung und aufklärerischen Verflachung alles Ernsteren im Leben, wie auch vor jener gefährlichen Spielerei mit dem Reiz des Schönen in der Form, das selbst unsere größten Dichter in der späteren Zeit ihres Schaffens ergriff und ihr edles Können merklich versehrte. Die Pflicht des gemeinen Lebens, die bereits in jungen Jahren Lasten auf Beethovens Schultern legte, welche nicht der Zeit der Entwicklung, sondern der des in sich gefesteten Mannesalters zugehören, ließ ihn neben dem geistigen und ästhe-

tischen Spiel seiner Umgebung, dem übrigens auch er zunächst unbefangen huldigte, niemals der eigentlichen Zwecke unseres Daseins vergessen und drückte seinem Wesen schon früh einen gewissen Ernst und eine Neigung zur in sich gekehrten Betrachtung auf die zumal in jenen Tagen der rücksichtslosesten Lebenslust einer solch sinnenkräftigen und phantasievollen Natur, wie sie Beethoven besaß, nicht leicht eigen waren. Es gibt gewisse Spuren eines ethischen Wesens, die schon in der Jugend bei Beethoven die tiefer gründende Geistes- und Gemüthsart verrathen und innere Bedürfnisse bekunden, mit denen jene Zeit nur noch mehr gefällig spielte, eine spätere Epoche aber und zwar vor allem in Beethoven selbst den nachdrücklichsten Ernst machte.

Daß eine solche innere Verfassung den Jüngling frühe zu Schiller führte, läßt sich denken. Repräsentirte doch er vor Allen der deutschen Jugend diesen neuerwachten Zug ihres Wesens: mit gesteigertem Bewußtsein an den großen Fragen der Menschheit Antheil zu nehmen und die Stillung der Bedürfnisse, die sich tiefer und tiefer in der eigenen Brust zu regen begannen, auch mehr und mehr aus eigenen Mitteln zu bestreiten! Schiller hatte jenes erste und einzige positiv Ideale, was uns seit der Reformationszeit innerhalb der Dichtkunst wieder geboten worden war, Klopstocks hochherrliche Begeisterungsaufrufe zum Kampf für die ewigen Güter der Menschheit, für innere und äußere Freiheit und

selbsteigenes Werden in seine weitere Brust aufgenommen und die heilige Gluth, die dort bereits in die Jugend der Nation gelegt worden, zur hellen Flamme entzündet. So sehen wir schon früh, im Jahre 1793, Beethoven von jener allgemeinen Jubelstimmung über den Wiedergewinn und Neubesitz des eigenen Wesens ergriffen, die Schiller vor allem in dem Hymnus „An die Freude" wahrhaft „mit Riesenfittigen der Begeisterung" ausgedrückt hatte. Und sie verläßt denn auch unsern Meister fortan nicht wieder, begleitet ihn vielmehr durchs Leben, regt ihn zu den schönsten Schöpfungen fruchtbar an und bietet ihm endlich gar das lautere Gold, aus dem er in der Neunten Symphonie seinem eigenen Streben das schönste Monument und die wahrhaft würdige Schlußkrone aufsetzt.

Allein zwischen dieser ersten Anregung und ihrem letzten Erzeugniß liegt ein ganzes Leben und zwar ein Leben, das ihn selbst durch Kämpfe und Leiden wie durch ruhige Besinnung auf sich selbst erst diesen Hochbesitz völlig verstehen und so zu eigen gewinnen lassen mußte, daß er ihn nun auch mit eigenen Worten als das Resultat seines eigenen Lebens auszusprechen vermochte.

Das Nächste, was ihn mit aller Energie von einem blos ästhetischen Spielen und Bilden abführte und auf den höheren Zweck unsres Daseins strenge verwies, war die schreckliche Ausschließung von dem frohen Plan des

Lebens, die er durch das plötzlich und nicht ganz ohne eigne Schuld eintretende Gehörleiden erfuhr. Es regte sein ethisches Wollen mächtig auf und mit noch größerem Nachdruck als zuvor schon sehen wir ihn den Gebieten zustreben, wo er den Sinn des Lebens aufgedeckt und Lösung des Räthsels unsrer Qualen finden soll. Und hier scheint es nächst den Alten, nächst Homer, Plutarch u. A. vor allem Shakspeare gewesen zu sein, der ihm helfend und hebend zur Seite stand.

Wir wissen, daß dieser Dichter ihn durchs ganze Leben begleitete und sein „poète de prédilection“ war, und nicht ohne guten Grund hört man so außerordentlich oft diese beiden Namen mit einander genannt. Denn wirklich empfindet sich auf dem tieferen Grunde von Beethovens Schaffen, zumal der ersteren Zeit, in auffallender Weise der gleichgeartete Geist mit dem großen Briten, dem es zuerst gelang die moderne Weltanschauung in greifbare Lebensbilder zu festen und derselben so einerseits ihren wirklichen Bestand und andrerseits einen unberechenbaren Einfluß auf die allgemeine Anschauungsweise zu sichern.

War es die Ahnung, daß die höhern Bewegungen des Geisteslebens, die uns diesen ersten Dichter moderner Weltanschauung schufen, auch in ihm selbst walteten und ihm schon frühe das unterscheidende Material zu seinen Schöpfungen boten, — war es das eigne innere Bedürfniß, was ihn stets zu diesen Höhen streben und

diejenigen Männer aufsuchen ließ, die nach seiner und der Welt Meinung dort geweilt und in ihren dichterischen oder reflectirenden Aeußerungen dasjenige ausgesprochen hatten, was alle Welt fühlte und was auch der innersten Anschauung Beethovens ahnungsvoll vorschwebte, — genug, Shakspeare vor allen scheint zuerst direct bestimmend und sogar positiv stoffgebend auf ihn gewirkt zu haben. Verwies doch nicht blos er selbst den nachfragenden Amanuensis auf Shakspeares „Sturm", sondern bestätigte sogar einem andern Freunde, dem nachherigen Pfarrer Amenda in Kurland dessen Vermuthung, daß in dem Adagio affettuoso ed appassionato des Quartetts Op. 18 I die Grabesscene aus „Romeo und Julia" geschildert sei! Ja den „Macbeth" sollte ihm um 1806 der Dichter jenes Coriolan, zu dem Beethoven die großartige Ouverture geschrieben hat, Heinrich von Collin, zu einem Operntext zurechtbilden, und noch im Jahre 1813 träumt ein junger Mann seiner nächsten Umgebung, der Dichter Carl Bernard in Wien, in der Allgemeinen musikalischen Zeitung von einer „musikalischen Shakspearegallerie" Beethovens, die die Stücke des Dichters näher illustriren sollte. „Mit welcher gigantischen Kraft würde uns Beethoven z. B. in einer Ouverture zum Macbeth in die Tiefen des Reichs der Finsterniß hinabschauen lassen!" heißt es dort pathetisch. Und „Ouverture Macbeth fällt gleich in den Chor der Hexen ein" steht auch

zwischen den Skizzen der Siebenten Symphonie um das Jahr 1808.

Es scheint also wirklich, als wenn hier mit directerem Eingreifen in Beethovens Natur, sowie es ja unsern classischen Dichtern ebenfalls nicht anders erging, eine Neubegründung seiner Welt- und Menschenanschauung stattgefunden habe, wie sie eben der tiefinnerlichen Erfassung des menschlichen Herzens durch den großen Dramatiker der modernen Zeit möglich war. Doch erkennt man, Beethovens Gesammtart genauer betrachtend, deutlich genug den bedeutsamen Vorschritt zweier Jahrhunderte, und es will uns fast bedünken, als habe der Musiker hier zuweilen den Dichter nur als Postament benutzt, um noch einen Griff höher nach den goldenen Aepfeln der Erkenntniß unsers Herzens zu reichen.

Denn wenn alles in allem genommen Shakspeare trotz seiner oft so tiefen Speculation und so wahrhaft erhabenen Auffassung des Daseins doch vorwiegend blos im Gebiete des Willens verharrt, aber freilich hier der Welt förmlich Gesetze zu dictiren vermochte, eben weil er diesen Willen und das ihm zugrundeliegende Gewissen an die Spitze der Dinge stellt und unsre ganze Existenz um diesen festen Angel sich drehen läßt, so ist zwar dies durch sein ganzes Leben auch des großen Musikers Natur und die zeugende Kraft der weitaus meisten seiner Werke. Allein durch die Kette schimmert hier doch schon mannigfach der Einschlag jenes höheren Gedanken-

lebens hindurch, zu dem eben die folgende Epoche vorschritt, und deutlich erkennbar ist es, wenn auch nicht das sichere Erkennen des Denkers, dem die Bewegung des geistigen Lebens bis zum bestimmten Wortausdruck bewußt geworden, aber doch der Gedanke selbst, was ihn bewegt und von dessen Sternengang er neue Kunde geben möchte.

Beethoven war eben bereits persönlich in Berührung mit jenen Kämpfen getreten, die gegen tausend überkommene Wirklichkeiten der freie Gedanke um sein Existenzrecht bei uns begonnen hatte. Goethes Faust, der hier zuerst dem allgemeinen Empfinden das Wort lieh, hatte auch eine Titanennatur wie Beethoven nur innerlich vorbereitet gefunden zur Aufnahme der neuen frohen Botschaft von der Freiheit des Geistes. So sind denn auch diese Kämpfe das eigentliche Gährungs- und Zeugungselement in Beethovens Schaffen, und sie bewahren seinen sonst in wahrhaft Shakspearescher Realkraft strotzenden Bildern unsers Lebens jenen eigenthümlich schimmernden Lichtschein, der von oben stammt, von der Höhe des seiner selbst bewußtwerdenden Menschengeistes.

Dies aber war wie bei der gesammten geistigen Welt des neunzehnten Jahrhunderts so auch bei Beethoven offenbar vorwiegend das Werk Goethes und namentlich seines „Faust“!

Goethes Gedichte und erste Dramen waren bereits

in der Bonner Zeit ihm bekannt geworden. Um 1807 erwähnt er einer sehr geliebten Freundin empfehlend den „Wilhelm Meister“, und 1809 heißt es an Breitkopf und Härtel: „Vielleicht könnten Sie mir eine Ausgabe von Goethes und Schillers vollständigen Werken zukommen lassen, — die zwei Dichter sind meine Lieblingsdichter so wie Ossian, Homer“. Es scheint sogar, daß überhaupt erst damals mit vollem Sonnenschein Goethe in Beethovens Ideenkreis eintrat. Denn außer der Composition der schönsten Lieder, die Beethoven je geschrieben, „Mignon“, „Neue Liebe, neues Leben“, „Wonne der Wehmuth“ entstand eben damals die Musik zum „Egmont“, und anfangs 1811 schreibt er an Goethes Bettina, sie möge alle Worte aussuchen, die dem Dichter seine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrückten, seine Dichtungen machten ihn glücklich: „wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation!“ Und noch im Jahre 1822 widmet er die Composition von „Meeresstille und glückliche Fahrt“ „hochachtungsvoll dem unsterblichen Goethe“, auf welchen Umstand wir noch näher zurückkommen werden.

Es muß der Zauber der Wiedererweckung der natürlichen Art unsers Wesens, der hier waltet, auch auf Beethoven geradezu unwiderstehlich gewirkt haben. Er empfand mit merkbarer Genugthuung die Congenialität seiner Natur mit der Goethes, mit dem er im Sommer

1812 in Teplitz „viel zusammen" war und von dem er wie etwas ganz Natürliches sich ausdrückt: „Wenn so zwei zusammenkommen wie ich und der Goethe . . . .!" Vor allem aber mußte der Faust, das poetische Evangelium des modernen Geisteslebens, auch für ihn eine Art Brevier werden. Denn er fand hier zum ersten Mal deutlich die Autonomie des Geistes wieder, die in ihm selbst lebte, und von da an stand durchs ganze Leben als letztes Ziel seines künstlerischen Strebens vor ihm: „eine Musik zu Goethes Faust zu schreiben"!

Schon um 1808 berichten sogar die Zeitungen davon, und es werden auch wirklich vorerst wenigstens „Gretels Warnung" und das Lied vom König und seinem Floh fertig. Auch existirt eine ausführliche Skizze von „Meine Ruh' ist hin". Das Weitere wird auf bessere Zeiten verschoben. Im Jahre 1822 kommt dann sogar Rochlitz von Leipzig mit dem directen Auftrag der Verleger Breitkopf und Härtel um ein solches Werk, und wir werden noch vernehmen, wie gerade diese Arbeit ihn in späteren Jahren vorzugsweise erfüllte und sogar auf dem letzten Krankenlager lebhaft beschäftigte.

Nun, eine Musik zu Goethes Faust hat er zwar nicht geschrieben, aber wenn irgend jemand er, wahre Faustmusik, und zwar nach wie vor der Bekanntschaft mit unserm deutschen Dichterkaiser.

Von den Sonaten wollen wir schweigen, in denen sich jener Geist regt, der auch den Faust dictirte. Schon

die Pathétique hallt diesen hohen Göttersinn wieder, der mit kühner Gewalt über die uns gestellten Schranken und den irdischen Jammer Herr werden möchte. Und wie manches andere Werk der jüngeren Periode bildet den weithin schallenden Vorlaut dieses einen mächtigen Urlautes, der die moderne Menschheit durchtönt! Mit diesem einmal erwachten Gefühl seiner ewigen Eigenart aber tritt der nicht mehr zu bannende Keim des Zweifels und Widerstands in seine Seele, und es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod um das Recht einer eigenen und höheren Existenz.

Denn was Anderes ist es was aus der C-moll-Symphonie spricht?

„Der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren!" hatte Schiller gesungen, und Goethe hatte dann aus diesem Rufe inneren Ernst gemacht und für den Geist diese Freiheit behauptet und zum ersten Mal auch den allergreifenden Ausdruck für das allergreifende Sehnen und Stürmen gefunden. Beethoven aber verkündet bereits in diesem früh conzipirten symphonistischen Werke mit dem vernehmlichen Pochen der inneren Ueberzeugung und dem fast trotzigen Behaupten des bestrittenen Glaubens dieses Axiom der modernen Menschheit. Ja er vermag sogar im herrlichsten Bilde seiner Kunst jenen gleichen Sieg, den Schillers Begeisterung träumend vorausgeschaut und Goethes realere Kenntniß von Welt und Menschen nur als Postulat aufgestellt

und halb verzweifelnd unerfüllt gelassen hatte, im letzten Satze jenes großartigen Werkes mit wahrhaft jubelndem Triumph als bereits erreicht oder doch wenigstens in der Anschauung und Idee gewonnen darzustellen. Und er vermag damit zugleich sein nahes Bevorstehen in der praktischen Wirklichkeit mit solcher energischen Bestimmtheit anzukünden, daß sein Werk vielleicht gar eine breitere Masse der Geister in verlangende Mitleidenschaft gezogen und an dieses Ideal des Menschenthums glauben gemacht hat als selbst jene Dichter, die sein Herannahen zuerst anzeigten und die Herzen zum treuen Festhalten und Kämpfen für die große Sache stärkten.

Von jetzt an aber blieb dieses reinere Menschheitsideal hoffnungsfroh und fruchtzeugend vor seiner Seele stehen. Es gab ihm wie er selbst sagt „ein höheres Ziel als was die Welt um ihn erkannte", gab seiner Brust stets vom neuen männlichste Kraftlaute, um nach der Erfüllung dieses Wunsches der Zeit zu rufen, gab ihm innere Stärke, für sich persönlich den Kampf um geistige Freiheit und Selbständigkeit gegen zerrende Tagesvorurtheile und kleinliche Beschränktheit stets wieder aufzunehmen und für sein Theil glücklich durchzuführen.

Aber leicht sollte es ihm nicht werden mit diesem Siege. Vielmehr fast ein halbes Menschenalter der bittersten Leiden und Kämpfe sollte darüber vergehen, ehe

der Anstoß, den hier seine eigene innerste Menschennatur zur Befreiung und Erhebung ihrer selbst erlangt hatte, wirksam für ihn ward und er in den vollen Besitz dieser Errungenschaft gesetzt wurde. Zwischen der C-moll-Symphonie und der „Neunten", die erst diesen Sieg völlig feiert, liegt in Wahrheit eine Welt von Erlebnissen, wie an krampfhaften Zuckungen und schmerzlichstem Selbstüberwinden nur wenige unserer Großen in gleichem Maße sie durchgekostet haben.

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht!" hatte der Titane ausgerufen, als zuerst vernehmlich „das Schicksal an seine Pforte geklopft" und ihm eben die Töne jener C-moll-Symphonie eingegeben hatte, die voll Mannesmark und Widerstand sind. Dann aber, gar bald darauf, als ihm ebendasselbe „Schicksal" auch den einzigen und letzten Trost, den er vom Leben noch für sich persönlich ersehnte und erhoffte: ein aufrichtig liebendes Herz an seiner Seite zu haben, grausam geraubt hatte, da ist es als wenn auch ihm, dem kräftig Großen, im furchtbaren Nothkampf um die simple Daseinsfreude plötzlich Muth und Hoffen ausginge wie dem kleinsten der Erdgebornen. Wahrhaft notherfüllt flehend bricht der tapfere Kämpe für die innere Selbständigkeit in dem wohlbekannten „Heiligenstädter Testamente" von 1802 in die Worte aus: „Gottheit! Du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschen-

liebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen". Und zum Schluß erfolgt in der entbehrungsvollen Dranglage die Bitte: „O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der reinen Freude inniger Widerhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen?" —

Geht ihm der Athem der Seele aus? Versagt auch ihm das stolze Bewußtsein der Herrschaft des Geistes über den Jammer des Irdischen? Zerfällt ihm der innere Halt festzustehen selbst gegen eine Welt von Schmerzen? —

Wir fühlen, mit diesem Ausruf geschieht eine Wendung der Dinge in ihm. Die dem unmittelbaren Verkehr mit dem Höchsten entfremdete oder doch nicht gewohnte Seele will mit der Allgewalt des tiefsten Bedürfnisses den befriedenden Urquell wieder suchen und die Wiedervereinigung mit dem Ewigen herstellen. Es beginnt in ihm unverkennbar und mit stets wachsender Entschiedenheit eine religiöse Strömung, die anfangs nur ganz allgemeiner und blos naturalistischer Art ist, bald aber auch die Gränzen bestimmter Religionslehren berührt und in seinem Schaffen sogar wiederholt eine concretere Färbung des Ganzen von einem bestehenden Cultus entnimmt, dessen äußere Erscheinung sich seiner Jugend tief eingeprägt hatte. Und wir haben diese Wendung in ihm unbedingt als eine Wendung zum Bessern

und Tieferen zu begrüßen, die ihn über die bloße aufklärerische Art seiner Zeit und über die vorwiegend ästhetische Geistesstimmung der vorhergehenden und gleichzeitigen Epoche hoch hinauszuheben begann und vom neuen einer tieferen und wirklich substanzhaltenden Anschauungsweise zuführte. Er suchte zunächst in seinem persönlichen innern Gefühl die Einheit und Ganzheit der Welt und namentlich die Verbindung des eigenen Wesens mit dem Allgemeinen wiederherzustellen, gewissermaßen um ein sichres Fundament unter den Füßen zu haben, von dem aus sowohl gegen die zerstreuende Störung und das harte Anpacken der Außenwelt kräftig zu reagiren wie auch diese Welt selbst wieder kräftig anzupacken und einzurichten war.

Er erkannte, wie es nach seiner markigen Weise in einem Briefe an den Neffen im Jahre 1825 heißt, „unser Zeitalter bedürfe kräftiger Geister, die diese kleinsüchtigen, heimtückischen, elenden Schufte von Menschenseelen geißeln." Und er war nicht der Mann Wehe zu schreien, daß er gekommen diese faule Welt wieder einzurichten. Vielmehr fühlte er wie nur je ein Großer der Kunst oder des Lebens sich positiv zu solcher allbedeutenden That berufen, und dies macht ja wesentlich die große Art seines Schaffens aus. Darum aber galt es auch ihm selbst je länger je mehr, das eigene Gefühl zu stärken und die Gemüthskraft zu erhöhen. „Ich bitte Sie mehr sein Gefühl und Gemüth in Anspruch zu nehmen,

da besonders das letztere der Hebel zu allem Tüchtigen ist", schreibt er im Jahre 1817 an den Erzieher jenes Knaben; „und so spöttisch und klein manchmal das Gemüthliche genommen wird, so wird es doch von unsern größten Schriftstellern wie von Goethe u. a. als eine vorzügliche Eigenschaft betrachtet; ja ohne Gemüth behaupten manche, daß gar kein ausgezeichneter Mensch bestehen könne und [so heißt es weiter in dem echtesten Süddeutsch, wie er es sich damals theilweis angeeignet] keine Tiefe schon gar nicht in demselben vorhanden sei."

Man erkennt, es ist das Gemüthsbedürfniß, was ihn mehr und mehr auch in die Arme der sittlichen Betrachtung und der religiösen Empfindung zurückführt. Seine Seele sucht vor allem jene naive Geschlossenheit wieder, jene Einheit und Harmonie, jene ungebrochene Existenz in der sich hingebenden Versenkung in das Allgemeine und Ewige, die ihm theils eine innerlich öde und verwahrloste Jugenderziehung gänzlich vorenthalten, theils eine auf tausenderlei Dinge des Geistes und des Lebens verstreute und in Noth zerklüftete Existenz entzogen hatte. Das Gleiche was ihn schon frühzeitig Halt und Trost suchend zu den Alten gezogen, die diese ungebrochene Existenz und den Frieden mit der Natur wenigstens in ihrem äußeren Dasein wiederspiegeln und auch in ihrer speculativen Betrachtung der Dinge kaum eine mindere Seelenruhe bekunden als in der dichtenden Schilderung des Lebens, — das gleiche Bedürfniß zieht

diesen himmelstürmenden Titanen jetzt zunächst mit sehnsuchtsvoller Regung in den „Tempel der Natur und der Menschen“, in das Freie und Weite der landschaftlichen Natur, zu dem in heiterem Frieden blühenden „Kleide der Gottheit“. Und aller selbsteigenen Kämpfe und der daraus erwachsenden höheren Ziele vorerst vergessen taucht er seine Seele ganz in dieses liebliche Bild, um sich selbst zunächst in diesem trauten Umgange mit dem einfachsten Dasein von Natur und Menschen neu zu befrieden und zu stärken.

Oder ist die „Pastoralsymphonie“, das erste entscheidende Product nach dem Werke, in dem er sein Herz von den Qualen der Untreue des Weibes in einer wahrhaft idealen Darstellung weiblicher Herzenstreue befreit hatte, nach „Fidelio“, und nach jenem ersten Werke, wo er an die allgemeinen und sogar geschichtlichen Mächte seiner Zeit herangetreten war und ihnen ein monumentales Bild gesetzt hatte, nach der „Eroica“, endlich auch nach jener C-moll-Symphonie, die zuerst deutlich das Bestehen eines in sich geschlossenen Wollens und eines geistigen Selbstseins in Beethoven verkündet, — ist, sagen wir, diese Pastoralsymphonie etwas Anderes als eine Feier der Natur in diesem Sinne der Beglückung und Befriedung, die sie als Abbild des Ewigen in seiner majestätischen Ruhe auf unser Gemüth ausübt? Wären nicht die Ueberschriften der ersten drei Sätze, der abschließende „Hirtengesang“ mit seinen

„frohen und dankbaren Gefühlen nach dem Sturm" würde uns hier deutlich verkünden, um was es im letzten Grunde sich handelt und daß hier, wenn auch erst in primitivster Gestalt, doch mit aller Entschiedenheit bei Beethoven ein Dienst des Ewigen begonnen hat, der an Ursprünglichkeit und Unbefangenheit, überhaupt an innig aufrichtiger Empfindung fast alles seit dem großen Sebastian Bach geschaffene speziell Kirchliche in den Schatten stellt und erst recht auch das Conventionelle und Theatralische erkennen läßt, das wie alle dergleichen spätere Musik auch „Christus am Oelberg" und theilweise selbst die C-Messe hat.*

Es ist eine neue Bahn beschritten worden, eine neue Bahn des Lebens und der Kunst, die für uns wie für den Meister gleich heilbringend werden sollte. Denn von diesem Puncte aus gewann er neuen Lebensodem, neuen Schaffensboden und vermochte schließlich in der That das Ziel zu erreichen, das im Vortritt seiner ganzen Entwicklungsepoche seinem Geiste gesetzt war.

Freilich fortan scheint er zunächst seiner höheren Aufgaben weniger eingedenk. Abgesehen von verschiedenen Clavier- und Kammercompositionen, die freilich stets der eigentliche Ablagerungsplatz für sein privatestes Seelenleben und seine persönlichsten Geistesprozesse blei-

* In einem Notirbuch auf der Berliner Bibliothek steht beis den Skizzen des letzten Satzes der Pastorale sogar „Ausdruck des Danks, Herr wir danken Dir" mit Noten darüber!

ben und daher mit den Jahren auch stetig an der gewissen Geistigkeit der Physiognomie von Beethovens Musik zunehmen, — wir nennen nur das Claviertrio Op. 70 I, besonders die beiden ersten Sätze, die Sonate Les adieux, das Quartett Op. 95 und das Trio Op. 97, die wohl den Hamletschen Maulwurf da unten stets lebendig und die Tragödie unserer inneren Entwicklung nicht vergessen zeigen, — abgesehen von diesen doch mehr blos lyrischen Emanationen seines eigenen Geisteslebens sind die größeren Compositionen wie die Siebente Symphonie und gar die Achte, von Gelegenheitswerken wie dem „König Stephan", der „Schlacht von Vittoria", dem „Glorreichen Augenblick" u.s.w. ganz zu schweigen, nach ihrer Grundstimmung gewissermaßen Schilderungen des äußeren Menschendaseins nach seinen großen festlichen oder anderen Lebensäußerungen und verrathen wenig oder gar nichts von jenen „Faust-Kämpfen" um den geistigen Fortschritt oder auch nur inneren Bestand der Dinge, um das Menschenrecht des eigenen Bewußtseins und der Regelung des Lebens nach seinen ewigen Normen, für die uns doch vor allem eine Natur wie Beethovens geradezu prädestinirt erscheinen muß.

Und wirklich, wäre nicht wieder das spätere Schaffen, das die sämmtlichen Fäden der ursprünglichen Entwicklung vom neuen aufnimmt und mit starker Hand sie zusammenfassend schließlich ein wahres Wundergewirk

des höheren geistigen oder sagen wir des erweiterten und gereinigten menschlichen Lebens spinnt, wir müßten verzagen und am Ende doch den Löwen gebändigt nennen, den ein Goethe noch im Jahre 1812 in Teplitz zu seinem offenbaren Schrecken so sehr „ungebändigt" gefunden hatte, — müßten annehmen, daß das Leben zuerst durch das Leid der Taubheit, dann durch Entziehung jedweden anderen Glückes als das eigene Thun und Schaffen uns bietet, sein eigentliches innres Sein zu Tode getroffen und namentlich jenen höchsten Sinn in ihm zerstört habe, welchen die Menschen ihr eigen nennen können: „den nie zufried'nen Geist, der stets auf Neues sinnt." Wir müßten ihn, sähen wir ihn so den Leiden dieses Lebens erlegen und gebunden den bannenden Gewalten der Vergänglichkeit überliefert, am Ende doch noch als aus der stolzen Reihe jener Geister getilgt erkennen, die an der Menschheit Glück und Fortschritt arbeiten und ihr zum Besitz und Gelten ihres eigenen Wesens verhelfen wollen.

Allein es ist nur Schein, dieses gefesselt Sichhingeben an untergeordnete Mächte und vergängliche Erscheinungen bei Beethoven. Es geschieht allerdings zunächst ein Zurückziehen auf die engste Schale und ein wesentliches Beschränken des freischwärmenden Gefühls, aber nur um die zerstreuten Geister wieder zu sammeln und die Lebensquelle neu zu stärken und dann doppelt gewappnet wieder hervorzutreten zu dem ewigen Kampf um

Licht und Freiheit. Und selbst die verfänglich intime Bekanntschaft mit trostlos armseligen oder phantastisch aufgeputzten und verschrobenen Erscheinungen, wie wir deren in diesem „Brevier" begegnen, darf uns in dieser Auffassung nicht beirren. Denn es ist nur ein Uebergang und nothwendiger Durchgangspunct in naiv sich selbst entäußernder Hingabe an fremde Lehren und Formen zur Wahrheit der eigenen Natur und Selbstthätigkeit hin.

Vor allem die auch bei Schindler mannichfach zitirten Ch. Ch. Sturms „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und Vorsehung", von denen der Meister gar zwei verschiedene Ausgaben besaß, die er durch Jahre bei allen Wechslungen und Wandlungen seines Daseins mit sich führte, sie sind allerdings in ihrer gesammten Anschauung und Tendenz erstaunlich kleinlich und beschränkt, und zumal die durchgehende bornirt teleogolische Auslegungsweise der Welt versetzt uns auf die Dauer geradezu den Athem. Allein abgesehen davon, daß ja Beethoven ein ganz besonderer Freund der freien Natur war und man kann fast sagen, von ihr ans überhaupt auch selbst am ersten und am liebsten den Flug zu höherer Betrachtung der Dinge nahm, sodaß eine Auffassung, welche „die Natur als eine Schule für das Herz" betrachtete, ihm schon von vornherein sympathisch sein mußte, schlägt mitten durch die nur zu trivialen moralischen Nutzan-

wendungen dieses weiland Hamburger Hauptpastors oft genug mit spontaner Gewalt ein gewisses religiöses Gefühl durch, sowie es eine innigere Auffassung der Natur und ihres geheimen Waltens selbst dem in beschränktester religiösen Lehre verknöcherten Herzen erwecken muß. Denn die entscheidenden Partien des Buches sind, wie wir noch näher hören werden, direct von den damals berühmtesten Naturforschern entlehnt, und manch geistvolle und tiefere Auffassung des elementaren und organischen Lebens der Natur stimmt in der That die Seele zu höherer Betrachtung, so wie hin und wieder auch ein innig empfundenes kirchliches Lied eingeflochten ist.

Dieses also, die tiefere Aufklärung über die Vorgänge der Natur, deren Walten das Wesen Beethovens so besonders nahe stand, verbunden mit einer gewissen naiven Erhebung des Geistes und natürlichen Frömmigkeit des Herzens, dies und nicht entfernt das Christlich-Protestantische, das natürlich die Anschauung Sturms bildet, muß es gewesen sein, was Beethoven an dieses Buch anzog und fesselte. Letzteres konnte er, wofern er es überhaupt suchte, jedenfalls besser das heißt idealer und in höherer Auffassung anderswo haben, da ihm außer andern Werken aus diesem Gebiete z. B Luthers Tischreden wohlbekannt waren. Andererseits konnte ihn die so geistesenge und kahle Zweckmäßigkeitslehre dieses Buches, „wie Gott doch alles in der Natur so

schön für uns hergerichtet" nicht weiter alteriren, und das Aermliche der Gedanken, das Kleinliche der Vorstellungen und das wenig Große und Tiefe der Empfindungen und der dafür gewählten Ausdrücke und Bilder, das so oft eintritt, als der Herr Hauptpastor persönlich zum Worte sich verstattet, dies konnte einen Beethoven weniger stören als irgend einen Sterblichen.

Denn wie er schon von vorn herein diesen erbauenden Naturbetrachtungen ein tiefinnerliches persönliches Bedürfen entgegenbrachte, so vermochte er dem hier Gebotenen aus eigenen Mitteln einen erfüllenden Geist und eine ausbildende Phantasie zu leihen, deren überschwängliche Fruchtbarkeit selbst das dürrste Reis zum Lobe des Ewigen herrlich ausschlagen zu machen vermochte. Wobei denn obendrein noch der besondere Vortheil waltete, daß hier weder sein inniges Naturgefühl und sein tiefes Religionsbedürfniß, noch sein freies und erhabenes Ideenleben irgend wesentlich durch viel gefrorne Niederschläge des Ewigen, durch Dogmen und allerlei Satzung gehemmt wurde! Denn dergleichen ist hier im Ganzen nicht viel zu finden. Sein inneres Leben aber mochte bei dieser Erbauungslectüre in seiner eigentlichen Potenz ungefähr in ähnlicher Weise angeregt werden, wie ihn der unvergleichlich trockene und armselige Walzer Diabellis zu jenen „33 Veränderungen" Op. 120 reizte, die den ganzen Gestaltungsreichthum seines Genius enthüllen.

Anders freilich verhält es sich mit einer Erscheinung jener Tage, die der eines lutherischen Pietisten wie Ch. Ch. Sturm völlig entgegengesetzt war, — mit Zacharias Werner.

Bei diesem seltsamen Manne, der eine gute Weile einen Theil von Deutschland oder doch von Oesterreich in mitleidende Bewegung setzte, mag wohl, wenn Beethoven von ihm sich Dinge ausschrieb, der oftmals schwungvolle und nicht ganz seichte Geist ihn anfangs ebenso lebhaft angezogen wie später dessen Verirrung ins Ueberschwängliche und Wahnvolle innerlich abgestoßen haben. Denn in späteren Jahren ist der Wiederhall, der von seiner Ansicht über den bigotten und fanatischen „Pater Werner", der durch viele Jahre in Wien den Pöbel jedes Standes zu elektrisiren wußte, in der Conversation mit den Freunden ertönt, nichts weniger als günstig. Allein man vergesse nicht: was diesen Dichter der mystischen „Söhne des Thals" persönlich beseelte und zu seinen phantastischen Ergüssen trieb, war das Gleiche, was uns überhaupt im Gegensatz zu der antikisirend ästhetischen Richtung unserer dichterischen Classiker in der sogenannten Romantik nicht blos die tieferen Gründe unsers modernen und speziell des deutschen Gemüthslebens wiedersuchen ließ, sondern überhaupt eine mehr innerliche Auffassung des menschlichen Wesens, eine Vertiefung unsers Geisteslebens, tiefere Erfassung

der Conflicte des menschlichen Herzens und energischere Versöhnung mit dem Ewigen anstrebte.

Und wie wir bereits erkannten, daß gerade dieser Trieb der Zeit in keinem Geiste größer und tiefer lebte als eben in Beethoven, dem er überhaupt die Schwingen zum höheren Fluge erst stählte und auf diese Weise Geistesfrüchte erzeugte, welche vor allen anderen dieser Art eine weitgreifende und dauernde Bedeutung erlangten, so war es auch vorzugsweise oder gar zunächst überhaupt nur diese Stimmung und Tendenz, was ihn bei Zacharias Werner erfaßte, sowie er in der Jugendzeit die Ueberschwänglichkeit Klopstocks geliebt hatte, der ihm „die Seele hob" und den erst Goethe „bei ihm todtgemacht". Die schlimmen Auswüchse aber und die erneuerte Knechtung, welche die menschliche Natur hier durch die erneuerte Autoritätsirrlehre und den rohesten Aberglauben erfuhr, gewannen erst später bei ihm Bedeutung, aber allerdings dann auch in solcher Weise, daß sein stets auf das Gesunde und Menschenverständliche gerichteter Sinn derartige frömmelnde Exaltationen und unwürdige Charlatanerien einfach aus seinem Interesse ausstrich. Und zwar waren es hier, wie wir noch sehen werden, vor allem die „Alten", die den spiritualistisch überspannten Romantiker „bei ihm todt gemacht".

Aus solchem Gesichtspuncte sind also zunächst die verschiedenen moralisch-religiösen Partien des nachstehenden „Breviers" ebenfalls als ein naturgemäßes

Durchgangsstadium seiner gesammten inneren Entwicklung zu begreifen, und wir haben jetzt nur näher zu betrachten, wie dasselbe für ihn selbst und sein Schaffen von fruchtbringender Bedeutung ward und wie er, das Einseitige oder Uebertriebene solcher Auffassungen überwindend, sich selbst zu dem ewigen Naturgrunde derselben aufschwang und ihren Gehalt sogar wahrhaft zum Ideal zu verklären wußte.

* * *

II. Die Missa solennis.

Religiöse Empfindung ist, sowie Luft und Licht für die physische Existenz, eine absolute und allgemeine Daseinsbedingung für das Menschliche am Menschen. Ohne dieselbe verdorren die eigentlichen Keime des menschlichen Wesens, und so ist in diesem Puncte der Größte wie der Geringste durchaus der gleichen inneren Nothwendigkeit unterworfen.

Es kommt nun aber wohl darauf an, daß ich nicht blos gleich der sinnlichen Welt Regen und Sonnenschein ruhig hinnehmend über mich ergehen lasse, sondern daß ich wohlbewußt und selbstthätig die himmlischen Regungen verwende zur Kräftigung und Veredlung meiner innern Fähigkeiten und mich mehr und mehr zu einem wirklichen Antheil an den Wirkungen des

Ewigen erhebe, dem ich mein Dasein verdanke und meine Kraft zu weihen habe. Es kommt darauf an, der eigenen Existenz und ihrer Sondergelüste vergessend den allgemeinen Zweck des Daseins zu begreifen und mich so zum thätigen Werkzeuge der erhabenen Ziele des Alls zu machen. Nur dies ist dann religiöse Erhebung und zugleich der tiefe und fruchtbare Untergrund alles positiven Wirkens und Schaffens in der Welt. Dies ist auch die Grundseelenstimmung all der Großen der Menschheit gewesen, die, sei es im Leben oder in geistigen und künstlerischen Dingen, Dauerndes geschaffen haben, dies auch der Mutterboden aller wahren Erkenntniß wie jeder erfolgreichen Willensäußerung, und seiner hat Keiner entbehrt, der mit nachhaltigem Einfluß auf die Menschheit gewirkt hat und ihr dazu half, ihr höheres und unsterbliches Theil reiner und kräftiger hervorzubilden.

War nun, so fragen wir uns, diese Grundseelenstimmung der Menschennatur in ihrer vollen Reinheit und Tiefe auch bei Beethoven vorhanden?

Seine ganze Entwicklung und das Schlußresultat seines Lebens und Leistens ins Auge gefaßt, — ja!

Und wenn er auch seiner ganzen Art und Bestimmung nach nicht eigentlich zu denjenigen gehört, die den letzten Schritt der Erhebung der empfindenden Seele zum denkenden Geiste thaten, so herrscht doch gerade bei Beethoven in dieser das All selbstthätig erfassenden Kraft

des Gemüthes eine solche Tiefe und Aufrichtigkeit, daß er wie wenig Andere zur bestimmtesten Ahnung und kräftigsten Erfassung der höheren Geistesbewegung sich aufschwingt und man möchte sagen im Bilde seiner wortlosen Kunst den schweigenden Wandel der Sterne und ihren Gang in unsrer eigenen Brust wiederspiegelt.

Im Grunde doch schon sehr früh pflegte er mit unwillkürlichem Drange alle Erscheinungen des Lebens und zumal die eigenen inneren Erlebnisse an das All anzuknüpfen, und wohlbemerkenswerth ist es, daß gerade die tiefste Erregung, die sein persönliches Empfinden wohl jemals erfuhr, die Liebe zur Gräfin Giulietta Guicciardi, sogar in ihren schriftlichen Aeußerungen die gleiche Wendung nimmt, die uns in dem ihr gewidmeten Gedicht seiner Phantasie, in der Cis-moll-Sonate, sogleich im ersten Satz so fast weihevoll stimmend ergreift. „Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude, unsere Liebe!" ruft er das eine Mal aus, und das andere Mal heißt es in persönlichster Bestätigung unserer obigen Ausführungen über die Art wie Beethoven die Natur fühlte: „Blick in die schöne Natur und beruhige dein Gemüth über das Müssende". Ganz aber überzeugt uns von dieser auch ihm eigenen ursprünglichen Art aller reinen und großen Menschennaturen, sich stets „im Zusammenhang des Universums" zu fühlen, die ebendort vorkommende Briefstelle: „Demuth der Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich — und

wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der, den man den Größten nennt! — und doch — ist wieder hierin das Göttliche im Menschen", — daß er eben im Stande ist, zu einer solchen Betrachtung sich zu erheben und den Zusammenhang mit dem All stets herzustellen.

Diese Stimmung empfindet man denn auch von vornherein bei den eigensten Ergüssen seines Genius als Grundlage seines ganzen Seins und Schaffens durch, und sie ist es eben, was bei Beethoven der empfänglichen Seele einen neuen substantiellen Gehalt zuführt, der fruchtbar auf den ganzen Menschen wirkt und all sein Denken und Handeln neu zu regeln vermag. Es ist die Urbewegung des Geistigen, an der er schon von Natur thätigen Antheil hat und die er nun auch stets innerhalb seiner Kunst zur lebendigen Anschauung und Empfindung zu bringen strebt, — weshalb er wohl Grund hatte, auf dem letzten Krankenlager, als in einem Gespräche über die Biographien des Plutarch von der Beschreibung seines eigenen Lebens Rede war, sich bewußt zu sein, daß er „einigen Einfluß auf seine Zeit gehabt".

Wenn wir nun aber, um auch das nachstehende „Brevier" wirklich verständlich und nutzbringend zu machen, uns um die weitere Ausbildung dieses seines ursprünglichen Seelenzustandes und um seine weitere geistige Entwicklung umsehen, so ist auch hier nur ein

sehr allmäliges Fortschreiten zu erkennen, und im Anfang war sogar jene religiöse Empfindung, die wir als den Urgrund alles höheren Menschenthuns erkennen mußten, nur gering und vorwiegend passiver Natur. Ja selbst die erste scharfe Mahnung, die er vom „Schicksal" empfängt, daß wir eben nicht um unseres persönlichen Behagens und kleinen spielenden Selbsts willen da sind, sondern um der großen Zwecke des Ganzen willen, selbst jener schwere Schlag des Gehörleidens, den allerdings hauptsächlich unbesonnen rücksichtsloses Handeln gegen das uns übergebene bedingende Substrat unsers ganzen Seins und Thuns, gegen seine körperliche Gesundheit ihm zugezogen, erzeugt ihm zunächst nur das peinlich hemmende Gefühl, daß wir eben im Leben darauf angewiesen sind zu verzichten. „Ich habe schon oft — mein Dasein verflucht, Plutarch hat mich zu der Resignation geführt", schreibt er im Jahre 1800 an Dr. Wegeler. Und zwei Jahre später, im Heiligenstädter Testament, nach der oben berührten Katastrophe mit Giulietta, lautet es ebenfalls: „Geduld — so heißt es — sie muß ich mir zur Führerin wählen. Ich habe es. Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt den Faden zu brechen. Ich bin gefaßt." —

Daß thätige Hinwendung der Seele auf die großen Zwecke des Daseins und freiwillige Dahingabe auch des liebsten Eigenen selbst das schwerste Opfer verklären und

in Segen verwandeln, das fühlt die elastische Jugend und sogar stets zunehmende Körper- und Geisteskraft, die er in dem gleichen Briefe an sich preist, zunächst noch nicht, und „Nichts von Ruhe! — ich weiß von keiner andern als dem Schlaf und wehe genug thut mir's, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß, als sonst", heißt es damals noch. Ja man schwelgt nach echter Jugend Art gar im Schmerz und malt mit eigener Genugthuung die Zustände der Melancholie aus, die so herbes Lebensleid über das Herz gebracht. „Jedermann fühlte aus diesem Largo den geschilderten Seelenzustand eines Melancholischen heraus mit all den verschiedenen Nuancen von Licht und Schatten im Bilde der Melancholie", äußerte er selbst gegen Schindler über die Claviersonate Op. 10, und das kleine Uebergangsadagio in dem nicht viel später entstandenen Quartett Op. 18 Nr. VI ist sogar ausdrücklich überschrieben La malinconia, — eine Gemüthsverfassung, aus welcher freilich die noch nicht von den Prüfungen des Lebens in sich abgeklärte Natur ebenso leicht zu jener ausgelassenen Freudenstimmung übergeht, welche Beethovens Finales damals noch athmen.

Bald aber, nach abermaligen und dichtgedrängten Schicksalsschlägen, von denen seine Biographie Genügendes zu erzählen weiß, tritt tiefe Stille in sein Wesen. Die Stürme des Lebens hatten ihn wiederholt an jenen Abgrund geführt, in den niemand vergebens

schaut, weil er dort sein eigenes schreckerstarrtes Gesicht sieht. „Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach es dünkte mir unmöglich die Welt eher zu verlassen bis ich das Alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte", schreibt er selbst in jenem Testament, das eben auch nur noch mehr Traurigkeit und Entsagung als opferfreudigen Muth und Ausharren um des Lebens selbst willen athmet, aber doch schon merklich bekundet, wie er mit Gewalt in sein Inneres zurückgeworfen worden und auf sich selbst und auf sein höheres Thun und Sollen aufmerksam gemacht ist. Denn daß bloße „Resignation," daß „Geduld" allein hier nicht ausreichen den Kampf ums Leben durchzuführen und daß selbst „Beschäftigung die nie ermattet" den letzten Trost nicht reicht, diese Erkenntniß erstand auf dem tieferen Grunde des Herzens wohl früh genug ihm selbst. „Traurige Resignation, zu der ich meine Zuflucht nehmen muß!" und „Resignation! welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzig übrige!" so schließen schon die obengehörten Klagen über die beginnende Taubheit. Seine Seele dürstet, das sagt uns auch mancher Ton seines Schaffens jener Zeit, nach den „Trostgründen der Speculation" wie Schillers Ausdruck lautet, und bald genug finden wir ihn, dessen Seele mit tiefem Verlangen bei der Vorsehung „der wahren Freude innigen Wiederhall im Tempel der Natur und der Menschen" erfleht hatte, auf jener Bahn, die seines großen und starken

Geistes allein würdig war, auf der Bahn des selbstthätigen Ringens um Glück und Frieden.

„Ergebenheit, innigste Ergebenheit in dein Schicksal; nur diese kann dir die Opfer — zu dem Dienstgeschäft [bei seinem Schüler Erzherzog Rudolph?] geben," so beginnt das obenerwähnte Tagebuch vom Herbst 1812, dem wir noch oft begegnen werden, und weiter heißt es dann: „Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für Andere. Für dich giebts kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst. O Gott, gieb mir Kraft mich zu besiegen, mich darf ja nichts mehr an das Leben fesseln!"

Man sieht, er beginnt zu überwinden, er legt sein Herz mit freiem Muth auf den Altar des Ewigen und nimmt sich von da zurück die Neukräftigung seines Wesens zum Wirken für das Allgemeine und Ganze. Und von jetzt an sehen wir ihn denn auch, soweit überhaupt seine vorzugsweise praktisch schaffende Natur dazu neigt, mit denkender Betrachtung sich den Fragen nach den letzten Dingen zuwenden und in die Räthsel unserer Existenz sich versenken. Er bemüht sich mit eigenstem Interesse um die Bilder und Vorstellungen, die hier und dort in verschiedenster Gestalt der Menschengeist sich von sich selbst und seinem Urquell gemacht, und bekümmert sich um die Lehren, in denen das Ewige ausgesprochen, und um die Formen, in denen es verehrt und dem Menschen neu zu eigen gemacht wird. Es treten, wie es

scheint, fortan sowohl die lieben „Alten" wie die Dichter verschiedener Zeiten und Nationen für eine Weile mehr in den Hintergrund, und durch mehr als ein Jahrzehnt erfüllt und beherrscht ihn die stets unabweislicher drängende Forderung der unmittelbaren Einheit seines Wesens mit dem All, die ihm in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Erlebungen zerbröckelt war. Ja so sehr waltet in ihm zunächst diese spezifisch religiöse Stimmung vor allem andern vor, daß seinem sonst so hoch gebildeten Geiste und seiner in allen Weiten der Welt umherschwärmenden Phantasie vorerst wie wir sahen das Einfachste und Bescheidenste der höheren Weltbetrachtung genügt und selbst das Nüchterne und Banale nicht störend ist, wofern es sich nur mit vollausschließender Entschiedenheit diesen Fragen nach dem All und Ewigen widmet. Sturms „Betrachtungen über die Werke Gottes" und damit überhaupt die christlichen Vorstellungen vom Wesen Gottes und der Welt treten in den Bereich seiner inneren Beschäftigung und selbstthätigen Anschauung.

Wie weit nun aber sein Eindringen in die Mysterien dieser Religion und besonders in das Dogmatische und Confessionelle der Kirche ging, darüber dürfte wohl heute noch schwer das Bestimmte festzustellen sein. „Daß er niemals über Religionsgegenstände oder über die Dogmen der verschiedenen christlichen Kirchen gesprochen, war eine der besonderen Eigenheiten", sagt Schindler;

„er erklärte Religion und Generalbaß für in sich abgeschlossene Dinge, über die man nicht weiter disputiren soll."

Doch beweist einerseits die bereits berührte Bekanntschaft mit Luthers Tischreden und die innige Vertrautheit mit einem protestantischen Erbauungsbuche wie Sturms Betrachtungen, daß er auf keinen Fall in der anerzogenen Confession hängen geblieben war. Und dem widerspricht auch nicht, daß die Missa solennis in der That des herkömmlichen Schmuckes von „Weihrauchduft und Kerzenschimmer" nicht entbehrt. Denn wir werden noch näher erkennen, daß wenn auch die äußere Erscheinung desjenigen Cultus, in dem er getauft und erzogen war, einen nachhaltigen Eindruck auf seine Phantasie hinterlassen hatte und andererseits der vorliegende Text ihm eine gewisse Norm und Abgränzung in der Auffassung des Ewigen aufnöthigte, doch immer noch die reinmenschliche Empfindung desselben die eigentlich zeugende Kraft des Werkes blieb und ihm seinen über das Kirchliche hinausgehenden Werth verlieh.

Die Erscheinung des Stifters einer Religion aber, die durch das Gefühl innigster Zusammengehörigkeit der alle einem und demselben Vater entstammenden Menschheit, durch die Liebe die allersehnte Ausgleichung und Befriedung schaffen will, — diese Erscheinung in ihrer so wahrhaft göttlich liebenden Selbstopferung um des Ganzen und Rechten willen konnte je länger je

mehr auch einem Beethoven nicht anders als den tiefst-ergreifenden und erhebendsten Eindruck machen. Und es scheint sogar als habe er auch später, nachdem allerdings wenig gelungenen Versuch des „Christus am Oelberg", noch einmal diese erhabenste Erscheinung der modernen Welt zum Gegenstand eines eigenen Werkes machen wollen. Denn ein musikalisches Notirungsbuch von seiner Hand auf der Berliner Bibliothek, das etwa aus dem Jahre 1809 stammt, enthält die Bemerkung: „Gleich nach der Einleitung im Oratorium von Jesus ein neuer Chor einfallen." Doch ist von einer solchen Composition so wenig etwas ans Tageslicht gekommen wie von dem Oratorium „der Sieg des Kreuzes", das ihm auf Bestellung der „Gesellschaft der Musikfreunde" der obenerwähnte Carl Bernard nach 1815 ausarbeitete und mit dem er lange Zeit auch wirklich beschäftigt gewesen sein muß. Jedenfalls aber war ein Beethoven vor vielen Andern der Mann sich darauf zu besinnen was es bedeutet, wenn noch nach fast zwei Jahrtausenden die halbe gebildete Menschheit trauernd das Leiden und den Tod dieses einen Mannes feiert, der für ihr Heil litt und starb, und die Versöhnung und Erlösung ihres innersten Wesens in der innigen Gemeinschaft mit ihm sucht. Auch hörten wir ihn ja selbst aussprechen, daß Jesus ihm „Muster" war, wo es galt, stets unerschütterlich an dem für Recht Erkannten festzuhalten, und aus diesem Gefühl eines hochheiligen Menschenvorbildes, das uns die Welt

überwinden und für unsere Ueberzeugung sogar sterben lehren kann, mag es geschehen sein, daß, als auf dem Todtenbette die Freunde ihn baten sich mit den heiligen Sterbesacramenten versehen zu lassen, er ganz ruhig und gefaßt antwortete: „Ich wills!" – worauf dann „die Function mit der größten Auferbauung vor sich ging."

Dies erzählt uns Schindler, und wir haben keinen Anlaß noch Grund an der vollen Wahrheit dieses Berichtes zu zweifeln. War es doch Beethoven ein Sinnbild der versöhnenden Gemeinschaft der eigenen Seele mit der Seele dieses wahren Menschensohnes, von dem es seinem ebenfalls großen und tiefen Menschengefühle nicht unbewußt geblieben sein könnte, daß mit diesem Erstehen des ersten echten und ganzen Menschen überhaupt erst das volle Bewußtsein ihrer selbst in die Menschheit getreten war und so erst die eigentliche Existenz unsers Geschlechtes begonnen habe!

Allein nannte er nicht unmittelbar neben dem erhabenen Stifter unserer Religion zugleich und ebenso als „Muster" den großen Weisen des griechischen Alterthums, Sokrates? Und war nicht auf dem Sterbelager, sobald der Geistliche ihn verlassen, sein erstes Wort gegen die Umstehenden: „Plaudite amici, comoedia finita est! Habe ich's nicht immer gesagt, daß es so kommen wird?" Obendrein blieb gerade dies die letzte Aeußerung der Betrachtung und inneren Besinnung, die er über-

haupt noch gethan hat. Denn nicht eine Stunde darauf „verfiel er in solche Agonie, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte", sagt Schindler.

Wir erkennen also, das Christliche ist ihm eine Erscheinungsform des Ewigen wie alles Große der Menschheit vor und nach demselben, und keineswegs ist er gesinnt, in dem Wesen und den Lehren dieser Religion die ganze Fähigkeit des Menschen und Thätigkeit des Ewigen beschlossen zu sehen und in dem liebenden Opfer seiner selbst den einzigen Weg zu erkennen, dem Leben Heil und Frieden abzugewinnen. Vielmehr werden wir als einen Grundzug seines Wesens erkennen, daß dem Leben einzig mit dem Leben beizukommen sei und nicht mit dem Tode, und dieses tiefe Ahnungsgefühl mag es gewesen sein, was ihn stets und noch zu aller Letzt den Alten wieder zuführte, die diesen reinmenschlichen Lebenssinn zuerst in seiner ganzen Schönheit repräsentirten und für das gesammte Geschlecht fruchtbar gemacht haben.

Um so leichter also konnte es ihm auch sein, sich sogar mit den besonderen Vorschriften seiner Kirche auf friedsamen Fuß zu stellen, namentlich dann, als die Erziehung seines „Sohnes" die Annahme eines positiven Bekenntnisses und einer praktischen Religion unabweislich machte. Und es darf uns durchaus nicht Wunder nehmen, unter anderm in den Conversationsheften jener Zeit auch einmal die folgende Aeußerung zu finden: „Wie ich fürs Beichten gesinnt bin, kann man aus dem abnehmen,

daß ich Carl selbst zum Abt von St. Michael führte zur Beichte."

Jedenfalls ist aber auf das Bestimmteste hinzustellen, daß durch ein tieferes Eingehen auf die christlichen Vorstellungen seine eigene angeborne religiöse Empfindung in einer durch nichts zu ersetzenden Weise vertieft, gereinigt und gestärkt wurde, und wahrhaft ergreifend sind fortan die Aeußerungen seines Tagebuches, die das energische Erfassen des Einen und Ewigen, der über allem waltet, bekunden und die persönlichste Berührung und stets neu gesuchte tröstende Gemeinschaft mit ihm in stets vernehmlicherer Weise aussprechen.

„O Gott, Gott, sieh auf den unglücklichen Beethoven herab, laß es nicht länger so dauern!" heißt es in dem hartbedrängten Frühjahr von 1813. Und als bei den Festlichkeiten des Wiener Congresses, wo seine Werke zum ersten Mal vor einem europäischen Publicum, vor mehreren Tausend der ganzen gebildeten Welt zur Aufführung gelangten, auch ihm zum ersten Male mit vollem Gewicht und in weitester Ausdehnung die Wirkung des eigenen Genius auf die Massen entgegenhallte und man möchte sagen in dem Spiegel dieser tieferregten Gemüther sein eigenes Gesicht ihm in vollster Kenntlichkeit und nach all seinen Geisteszügen mit fast niederschmetternder Größe gegenüber trat, da macht sich die Erschütterung seines Innern in den folgenden höchst bemerkenswerthen Ergüssen Luft, die deutlich

zeigen, daß das bisherige Treiben seiner Kunst ihm jetzt gar als bloßes Willkürspiel erscheinen will und fortan es wohl an der Zeit wäre, auch sein Können einzig den letzten Aufgaben des Lebens, den Zwecken des ganzen Geschlechtes zu weihen und im Dienst des Ewigen an dem Fortschritt der Menschheit mitzuarbeiten.

„Alles, was Leben heißt, sei der Erhabenen geopfert und ein Heiligthum der Kunst!" so beginnt er in seiner Weise, die stets den kräftigsten Zuruf an sich selbst ergehen läßt, und fährt dann abgerissen genug fort: „Laß mich leben, sei es auch mit Hülfsmitteln, wenn sie sich nur finden! — — Die Ohrenmaschine zur Reife bringen, alsdann reisen — — dieses bist Du dir, den Menschen und ihm dem Allmächtigen schuldig. Nur so kannst du noch einmal alles entwickeln, was in dir alles verschlossen sein muß — — und ein kleiner Hof — eine kleine Capelle, von mir in ihr der Gesang geschrieben, angeführt — zur Ehre des Allmächtigen — des Ewigen, Unendlichen. — — So mögen die letzten Tage verfließen — — und der künftigen Menschheit — — Händel, Bach, Gluck, Mozart, Haydns Portraite in meinem Zimmer, sie können mir auf Duldung Anspruch machen helfen —."

Man erkennt, es ist alles reif in ihm und tief bedürftig, sein Inneres auf den einen Punct, von dem alles ausgeht zusammenzuschließen, tief verlangend auch sein Genius, die ganze Kraft seines Könnens einmal auf diesen einen Punct zu conzentriren und ein Lied vom

Ewigen zu singen, soviel seine Seele davon erfaßt und sein Geist davon erschaut hat. Auch das Leben läßt nicht warten, ihn durch Leid und Entziehung jeder Art stets tiefer in sich hineinzukeilen. Es ist als wären die bittersten Qualen und schlimmsten Enttäuschungen ihm erst noch aufgespart, um seine Seele ganz zu prüfen und seine Kraft ganz zu stählen Es wogt ihm die Welle der Lebenspein oft nahe bis an den Mund, stets energischer richtet sein Sinn sich auf das Höchste und Unvergängliche, und der Drang der Welt läßt ihm nicht Ruhe, seine einzige Zuflucht „in Gott" zu suchen.

Die Alten, das sagt uns sein Tagebuch, sein Homer, Plutarch, Plinius umwallen ihn freilich von neuem helfend und tröstend. Herders Blüthenlese aus morgenländischer Dichtung spendet weltreife moralische Betrachtung. Zacharias Werner weist mit pathetischem Finger auf höhere und erschöpfendere Ideale hin als wir bisher angebetet, predigt fast unerschwingliche Daseinspflichten. Speculative Betrachtungen über Allgegenwart und Allgüte Gottes füllen die Blätter seitenlang. Ausrufe der verschiedensten Art und Herkunft, aber stets Ausdruck der sittlichen Erhebung und religiösen Erbauung wechseln durch Jahre mit Zitaten aus allerhand Werken vom Ganges bis nach Europa. „Zeige Deine Gewalt, Schicksal! Wir sind nicht Herren über uns selbst. Was beschlossen ist, muß sein, und so sei es denn!" — diese Worte künden die stets wachsende Conzentration

seines Wesens an, das nicht hier nicht dort innere Ruhe und Erlösung zu sich selbst fand, und zeugen von der erlangten Zuversicht des in sich selbst geschlossenen und seine höheren Zwecke fest ergreifenden sittlichen Willens, bis endlich tief erschütternd der Nothausruf seiner innersten Seele an unser Ohr schlägt: „Hart ist der Zustand jetzt für dich; doch der da droben ist, o er ist, und ohne ihn ist nichts!“ —

Es steht die Composition der großen Messe vor der Thüre. Ja selbst der Anlaß der Composition einer bloßen Sonate genügte, um der allwaltenden Seelenstimmung Ausdruck zu geben: das Adagio sostenuto appassionato e con molto sentimento von Op. 106 hat man mit Recht als im Grundgefühl völlig religiös bezeichnet. Er selbst sagt, daß das Werk „in drangvollen Umständen“ geschrieben sei. Das Tagebuch von damals aber ruft das eine Mal aus: „Gott helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen!“ und das andere Mal in noch verzweifelnderem Flehen: „Gott, Gott, mein Hort, mein Fels, du siehst mein Inneres! O höre, stets Unaussprechlicher, höre mich — deinen unglücklichen unglücklichsten aller Sterblichen!“

Noch wenig Jahre vorher hatte selbst eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Mitunterzeichner des „Decrets“, das ihm eine Jahreseinnahme von 4000 Gulden zusagte, den Fürsten Kinsky, der im Jahre 1812 durch einen Sturz vom Pferde plötzlich gestorben war, es nicht ver-

mocht ihn zur Ausführung eines beabsichtigten Requiems zu bringen. Jetzt, wo der große Wurf gelungen und die innere Einheit mit dem stets Unaussprechlichen hergestellt ist, genügt der Anlaß der bevorstehenden Installation seines hohen Schülers und Freundes Erzherzog Rudolph zum Erzbischof von Ollmütz zu dem ebenso frei wie rasch gefaßten Entschluß, dieses Fest mit einer feierlichen Messe zu begehen, und alsbald wird jede praktische Rücksicht bei Seite geschoben und selbst die Composition der nach London signalisirten neuen Symphonien unterlassen, um sogleich das Werk zu beginnen. Ja so sehr ist seine Seele von religiösen Eindrücken erfüllt und so sehr von dem Bedürfniß getrieben, dem neugewonnenen Grund und Gehalt seines Wesens einen künstlerischen Ausdruck zu geben und einmal mit voller Kraft und aller Kunst hervorzutönen, was sein Herz von Dank und Erhebung fühlt und sein Geist von dem Zusammenhang unseres Wesens mit dem Ewigen erschaut hat, daß trotz aller Noth Beschwerniß und Verwirrung, die jetzt wie nie zuvor in sein äußeres Leben eindringt, sein Inneres durch fast volle vier Jahre von diesem allumfassenden und allerschöpfenden Thema sich nicht loszuringen vermag und sein Genius nicht ruht, als bis das Werk auch bis in die kleinste Einzelnheit vollendet dasteht, das denn aber auch von ihm selbst ausdrücklich und wiederholt als das „gelungenste", l'oeuvre le plus accompli" bezeichnet wurde.

„Gedenke ich der Erlebnisse aus dem Jahre 1819", so erzählt uns Schindler, „vornehmlich der Zeit, als der Tondichter im Hafner-Hause zu Mödling mit Ausarbeitung des Credo beschäftigt gewesen, vergegenwärtige ich mir seine geistige Aufgeregtheit, so muß ich gestehen, daß ich niemals vor und niemals nach diesem Zeitpuncte völliger Erden-Entrücktheit wieder Aehnliches an ihm wahrgenommen habe. Es sei gestattet nur Eines anzuführen Gegen Ende August kam ich in Begleitung des in Wien noch lebenden Musikers Johann Horzalka in des Meisters Wohnung in Mödling an. Es war 4 Uhr Nachmittags. Gleich beim Eintritt vernahmen wir, daß am selben Morgen Beethovens beide Dienerinnen davongegangen seien und daß es nach Mitternacht einen allen Hausbewohnern störenden Auftritt gegeben, weil in Folge langen Wartens beide eingeschlafen und die zubereiteten Gerichte ungenießbar geworden. In einem der Wohnzimmer bei verschlossener Thüre hörten wir den Meister über der Fuge zum Credo singen, heulen, stampfen. Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Scene lange schon zugehorcht und uns eben entfernen wollten, öffnete sich die Thüre und Beethoven stand vor uns mit verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Seine ersten Aeußerungen waren confuse, als fühle er sich von unserm Behorchen unangenehm überrascht. Alsbald kam er aber auf das Tagesereigniß zu sprechen und äußerte mit merkbarer

Fassung: Saubere Wirthschaft, alles ist davon gelaufen und ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen."

Einen noch unbefangenern Wiederhall von dem damaligen inneren Zustand Beethovens aber gibt der Brief Zelters an Goethe, „Baden, den 12. August 1819."

„Beethoven ist auf's Land gezogen, und niemand weiß wohin?" schreibt jener, der in keiner Weise Kenntniß von Beethovens Thun und Wollen damals hatte und daher den Grund seines excentrischen Wesens ganz anderswo suchte. „An eine seiner Freundinnen hat er eben hier aus Baden geschrieben und er ist nicht in Baden. Er soll unausstehlich maussade sein. Einige sagen, er ist ein Narr. Das ist bald gesagt. Gott vergeb' uns unsere Schuld! Der arme Mensch soll völlig taub sein. Letzthin ist er in ein Speisehaus gegangen; so setzt er sich an den Tisch, vertieft sich und nach einer Stunde ruft er den Kellner: Was bin ich schuldig? — Ew. Gnaden haben noch nichts gegessen, was soll ich denn bringen? — Bring was du willst und laß mich ungeschoren!"

Man sieht, wenn jemals bei einem Werke, so war dieses Mal auf das allerintensivste des Meisters innerste Seele beim Schaffen thätig. Daher auch er selbst schon gleich zu Anfang des Kyrie die Worte hinschrieb: „Vom Herzen! Möge es wieder zu Herzen gehen!" Sie sind im Grunde das Motto des ganzen Werkes. Denn wie er persönlich das Ewige in seinen ewigen Beziehungen zum Menschenherzen fühlt, wie er es denkt und

zu begreifen im Stande ist, — nicht wie irgend ein anderes Meinen und Deuten es hingestellt hat, das ist die Absicht und das Eigenthümliche dieses Werkes und gibt ihm seinen Werth wie seine Gränze.

Zunächst und vor allem ist es der unwandelbare, auf eigener Erfahrung und Ueberzeugung beruhende Glaube an die geistige Einheit und gleiche Quelle aller Dinge, das sichere Bewußtsein und feste Behaupten eines einzigen und ewigen Wesens, das die Welt umspannt und den Pulsschlag des menschlichen Herzens macht. Dies bildet den Grundton des Ganzen und gewährt ihm das innerlich Ergreifende und tief Eindringliche. Aus jedem Tone spricht die persönliche Ueberzeugung von diesem Dasein eines ewigen und alleinigen Geistes, er fühlt es mit tiefer Erquickung wie mit heiligem Schauer in der eigenen Brust lebendig walten und vermag daher auch in uns wieder dieses Gefühl eines höheren Daseins und des unzerreißbaren Zusammenhanges unserer Seele mit ihm zu erzeugen oder neu zu stärken. „Der da droben, o er ist, und ohne ihn ist nichts!" — dies ist der stetige Ausruf und der allherrschende Sinn des Werkes. Daher bildet denn auch das Credo den eigentlichen Mittelpunct des Ganzen: es ist wie das strahlende Himmelslicht, das sich in die wenigen entscheidenden Farben der demüthigen Bitte, der wiedererlangten tröstenden Gemeinschaft mit dem Ewigen und des freudigen Dankes und innern Sicherhebens bricht.

„Was seit Jahrhunderten für Millionen und aber Millionen gegolten, es muß wahr sein, Ich muß glauben, Ihr müßt glauben, das Credo muß gelten", sagt mit Recht der eine Ausleger, sowie mit gleichem Grund der andre es hervorhebt, daß das Motiv dieses Satzes in seiner pochenden Festigkeit wie ein Puls durch das ganze Stück gehe und die Einheit desselben ausmache. Wir sehen förmlich, wie der große Mann seine ganze Kraft anspannt, diesen Sinn der Welt, der über alles Begreifen und Verstehen geht, dennoch auszusprechen. Er ringt mit den bannenden und hemmenden Gewalten der eigenen kleinen Existenz, um dem Erhabenen und Unendlichen seinen würdigen Ausdruck zu leihen. „König des Himmels, Herr der Sterne, Vater der Geister und Menschen! Könnten doch meine Gedanken immer gleich dem Raume des Himmels ausgedehnt bleiben, damit ich allzeit würdig von dieser Größe denken möchte! Könnte ich, wie ich jetzt von Blume zu Blume fortgehe, von Sternen zu Sternen fortschreiten, bis ich zu dem Heiligthume gedrungen wäre, in welchem Du mit unaussprechlicher Majestät thronest!" — dieser in Sturms Betrachtungen annotirte Ausruf bei Betrachtung der „Unermeßlichkeit des Sternenhimmels" erfüllt seine Seele, und fast scheint er selbst zu erschrecken vor der Größe der Gesichte, die sich hier ihm aufgethan. Allein er rastet nicht, als bis das Bild vollendet, das seiner Anschauung von dem „Alleswissenden, Undurch-

dringlichen" aufgegangen ist und das seiner persönlichen Empfindung zur lebendigsten Gegenwart ward.

Aus dieser Empfindung stammt dann der innig flehende Anruf um Gnade und Erbarmen für die eigene hülfsbedürftige Existenz „sowohl an den allmächtigen Gott, zu dem der Sterbliche als zu unendlicher Höhe hinaufruft um Erbarmen, in tiefer Demuth, in ernster Andacht, wie in zudringlicherer, ja schmerzlicherer, aber weniger zurückhaltender und zutrauensvollerer Weise an den Gottmenschen, der sich zu uns herabließ, der uns erlösete;" — daher der „mächtig sich emporschwingende Gang" des Orchesters im Gloria und das durchaus Kraft und Jubel athmende Wesen dieses Satzes; — daher das Gefühl der e w i g e n Gemeinschaft mit dem Ewigen im Schluß des Credo; — daher das Sehnsüchtige der Klage um Erlösung im Präludium des Benedictus, denn nur Er kann wahrhaft erlösen, nur s e i n e Gemeinschaft erhebt das Vergängliche zur Unsterblichkeit; — daher endlich das tief Ergreifende des Agnus Dei, über welches schon im Notirungsbuche der Meister selbst schrieb: „Schone den Sünder!" Denn er weiß, wird endlich im eigenen Innern die Rechnung gezogen, ein Ueberschuß bleibt immer, und wirklicher Frieden wird uns nur durch die zutrauensvolle Hingabe an das Ewige und Allgemeine.

Dies nach eignen und Anderer Skizzirung der Totaleindruck des Werkes eines wirklich großen und

aufrichtig frommen Gemüthes! Man erkennt, die Grundlage des Ganzen ist eine ewige und allgemein menschliche Empfindung, die Grundlage aller Religion: es ist im tiefsten Grunde und nach des Erschaffers innerstem Meinen die tiefbedürftige Ergießung seines persönlichen Gottesgefühles und der Ausdruck seines Begriffes vom höchsten Wesen, sein Suchen und Finden eines Ewigen und alles Umfassenden. So ist trotz des kirchlichen Textes das Werk nicht eigentlich kirchlich und noch viel weniger confessionell gemeint und macht einen natürlich erhebenden Eindruck auf jedes empfindende Gemüth.

Allein es war doch immer ein einer bestimmten und begränzten religiösen Vorstellung angehöriger Text, was dem Ganzen zu Grunde lag und dem wenigstens auch die entscheidende Stimmung der Hauptabschnitte entnommen ward. Und wenn nun auch hier, wie es bei einem Beethoven nicht anders zu erwarten stand, in den gegebenen Worten der wirkliche Sinn und das ewig Wahre ergriffen ward, — wenn er auch nach dem Erleben der eigenen Seele den erhabenen Wandel der Sterne und wie in demselben seinem schauenden Geiste sich das ewige Gesetz alles Daseins enthüllt hat, preist und feiert, — wenn er auch die erneute Wiedervereinigung und lebendige Gemeinschaft mit Gott, die ja dieses Bekenntniß so herrlich groß ausspricht, mit froher Zuversicht in Tönen malt und gewissermaßen persönlich ein Merk- und Denkmal sich aufstellt, daß er zum lebendigen Antheil an

dem Ewigen erhoben worden und den innern Zusammenhalt der eigenen Existenz wiedergefunden hat, der ihm neues Leben und neues Schaffen gewährt, — gegenüber der naiven Auffassung eines Sebastian Bach, dem eben all dieser Text ein unbedingt Geglaubtes und ohne eigenes Prüfen Hingenommenes war, das dann auch in wirklich gefesteter Geschlossenheit und wahrhaft göttlicher Ruhe gleich einem mittelalterlichen Dome vor uns steht und mit heilsamer Erschütterung die elementaren Grundlagen unserer Existenz uns wieder fühlen macht, hat Beethovens Werk doch nun im Einzelnen etwas Absichtliches und sogar Experimentatives, das ihm den Charakter der objectiven Ruhe und inneren Einheit raubt und seiner Wirkung einen fühlbaren Beischmack von subjectiver Willkürdeutung gibt, der gerade hier doppelt störend ist. Durch das herrliche Grundgewirk eines in tiefster Seele religiösen und mit eigenster Herzenskraft Gott suchenden Wesens schimmert in jedem Augenblicke wieder das Selbstprüfende des zum eigenen Bewußtsein erwachten Geistes hindurch. Und dieser schillernde Charakter, der sich hauptsächlich in dem bei aller Geistesfülle und Schönheit doch immer mehr blos ästhetisch interessanten als naiv empfundenen Ausmalen der einzelnen Textesworte zeigt und einmal gar eine „Bitte um innern und äußern Frieden“ vorträgt, ist es, was mit bedeutsamem Finger über das Werk hinausweist und eine fernere Entwicklungsstufe des Beethovenschen Geistes

ankündigt, zu der freilich nur ein solch tiefergreifender Prozeß seines Innern den Grund zu legen vermochte.

Sehen wir also jetzt zu, wie der Meister zu seiner letzten und sagen wir es sogleich, höchsten Entwicklungsstufe vorschritt und in welchem Werke dieselbe sogleich auch culminirte. Eine solche Darstellung wird dann auch die allein gültige Gegenprobe unserer bisherigen Ausführungen abgeben können.

* * *

III. Die Neunte Symphonie.

„Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst, o Gott über Alles!" — hatte er im Tagebuche sich zugerufen, als der Entschluß zur Composition der Messe gefaßt war. So wandelte er zunächst in seinem Sommeraufenthalt wieder mit Notenpapier in Bergen, Klüften und Thälern umher und „schmierte", wie sein bezeichnender Ausdruck lautete, manches um des Brotes und Geldes willen, um einige Zeit für sein großes Werk zu gewinnen. Dann begann er jenem Gelübde getreu das Werk selbst mit aller Potenz der Seele zu nähren und allen Mitteln seines technischen Könnens auszuführen. Und er hat in der That gar viel von seinem eigenen Sein und Wesen in dasselbe „hineingeheimnißt", und zwar in einem un-

gleich ernsteren und höheren Sinne als Goethe beim zweiten Theil des Faust. Was er von dem Pater omnipotens und seinem Gloria in excelsis, was von dem Wunder der Menschwerdung „zu unserem Heile" erfaßt und von dem Leid des Crucifixus wie von dem Jubel der Auferstehung in eigner Seele mitgefühlt hat, — wie er das Gericht und die Freuden des ewigen Lebens und was sonst an Mysterien die christliche Lehre bietet, sich vorgestellt um vorempfunden hat, das strebte er mit redlichem Sinn nun nach der ganzen Kraft seines Wesens künstlerisch darzustellen. Daher denn eben dieses Werk mehr als jedes andere einen Abschnitt in seinem eigenen inneren Leben und sogar einen wahren Triumph über sich selbst wie in der Kunst bezeichnet!

Er, der mit tiefster Andacht in diese Geheimnisse heiliger Satzung sich eingetaucht, ist fortan selbst der neue, der wiedergeborene Mensch. Die innere Wiedervereinigung mit dem Ewigen, die er mit heißem Bemühen suchte und nur hier völlig gewinnen zu können wähnte, sie ist wirklich vollzogen, ist vollendete Thatsache in ihm geworden. Die religiöse Empfindung ist fortan dauernder Zustand, ruhig abgeschlossene Grundstimmung seines Wesens und sichere Grundlage seiner gesammten innern Thätigkeit. Dies sagt uns von jetzt an jede Aeußerung seines Lebens, sei es in Wort und Schrift sei es in seinen Werken, die fortan sämmtlich einen eigenthümlich verklärten Schein annehmen. Denn mit

dieser selbstüberwindenden Hingebung an fremde Vorstellungen erstarkte jene Empfindung zugleich zum persönlich thätigen Ergreifen des Ewigen, so wie es seiner schöpferischen Natur einzig gemäß war, und sie beginnt vom Moment nicht blos alles fremdher Ueberkommene und Einseitige abzustreifen, sondern kehrt überhaupt aus der abstracten Göttlichkeit in die concrete Menschlichkeit zurück. Das blos Transscendentale wird wieder zur Immanenz, sowie sie seiner echt menschlichen Natur eingeboren war. „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns!" schreibt er um 1820 in sein Conversationsheft und setzt dazu, gewissermaßen um sich an die heute erstrebte Einführung jener ewigen Gesetze in das wirkliche Leben selbst zu mahnen, mit kräftigem Schriftzug daneben „Kant!"

Sichern Ganges sehen wir ihn denn jetzt auch von neuem den Gebieten der Wirklichkeit und selbstthätigen Geistesregung zuwandeln und nach Art der früheren Jahre wieder das Leben und die Menschendinge fest ins Auge fassen. Ja so vollkommen in sich conzentrirt und gefestet erscheint er durch diesen Generalzoll, den er in rückhaltloser Hingabe an ein gesetztes Bild des Ewigen gezahlt hat, und so durchaus einig fühlt er sich innen mit dem Höchsten und Allumfassenden, daß sein Blick jetzt plötzlich freier denn je wird die wirkliche Welt zu schauen und wie sich das in heiligen Schauern des Gemüthes erfaßte Ewige in die tausend Gestaltungen des

Lebens theilt. Sein Ohr hört vom neuen die Laute der fühlenden Menschenbrust und erkennt wie das Sein und Werden des Göttlichen erst hier in seiner ganzen Schöne widerhallt, wie die Geistesprozesse sich hier erst ganz vollziehen und ihren tiefsten Sinn enthüllen.

Denn wie nun das Licht des Göttlichen als Absicht und Gedanke das Leben durchdringen und den Menschen zu seiner höheren Bestimmung führen soll, das tritt jetzt mit Macht in das Bereich seiner Anschauung. Und leicht gruppiren sich ihm die entscheidenden Momente dieses Prozesses, sowie ihn sein eigenes Innere in schmerzlichem Entsagen durchgemacht hat, zu einem überschaulichen Bilde, das der gestaltenden Phantasie sogar ziemlich bald nach der Herkulesarbeit der Missa frische Kraft und freiesten Schwung verleiht und trotz seiner ebenfalls bisher unerhörten Ausdehnung zur Entstehung doch der kürzesten Frist bedarf, die je eines seiner symphonistischen Werke verlangte. Es ist als habe die lange Abgeschiedenheit vom Leben, man möchte sagen „das Wandeln in der Wüste" seinem Innern erst den ganzen Gehalt gegeben und sein Können erst in voller Macht hervorgeboren. Denn im frohen freien Wandel der göttlichen Heimat schreitet jetzt die wirkliche M e n s c h e n g e s t a l t an uns vorüber und zeigt ihr geistentstammtes freies Antlitz, enthüllt im Spiele innerer Freiheit ihre geheimsten Werdeprozesse, schlingt um den schmerzlichen Ernst ihrer geistigen Entwicklung den Blüthenkranz der

wonnigsten Freude über den endlich errungenen Besitz ihrer selbst und legt in echt menschlicher Bescheidung ihr vollendetes Wesen auf den Altar des Ewigen, von dem sie dann neubeschenkt mit dem Rechte freudigster Existenz ihr Dasein neu beginnt und es in dem Reigen der Brüder feiert, der in millionenhafter Umschlingung nun endlich wirklich der „Gottheit lebendiges Kleid" darstellt!

Das mit solch dithyrambischer Schilderung auf den Dithyrambus der „Neunten Symphonie", Beethovens eigenstes und größtes Werk hingedeutet ist, wem sollte dies entgangen sein?

Und wirklich haben wir hier ebenfalls jenen Werdeprozeß des geistigen Menschen, jenes „Drängen des Gedankens in die Wirklichkeit" zu begrüßen, das den Inhalt des modernen Lebens ausmacht. Es ist im Bilde einer Kunst dargestellt, die eben weil ihr Worte fehlen, die Bewegungen des inneren Menschen, die allem klaren Schauen und deutlichen Sagen vorausgehen, nur desto intensiver und ergreifender ausdrückt und wenn sie dann endlich wirklich zum Worte greift, um den letzten Gedanken deutlich auszusprechen, uns wahrhaft erschüttert in unser Innres zurückwirft und den Sinn der vorausgegangenen Seelenprozesse erst völlig aufdeckt. Wir blicken tief in die Abgründe, an denen das an der göttlichen Allmacht theilhabende Menschenwesen vorbeischreitet, und segnen unser Geschick, daß wir zu Menschen

gerettet des Daseins im Kreise der Gleichfühlenden uns wieder freuen dürfen.

Es hat eine gar besondere Bewandtniß mit diesem symphonischen Werke, besonderer wohl als selbst mit der großen Messe.

Schon seit dem Jahre 1817 und vielleicht noch früher lag ihm die Composition nicht blos einer, sondern sogar zweier neuen Symphonien im Sinn, und zwar waren dieselben zunächst für London bestimmt. Im Herbst 1822 nun, als die mancherlei Feilung an der Messe beendet war und überhaupt wieder an ein größeres Schaffen gedacht werden konnte, taucht vor allem der Plan einer neuen Symphonie auf, um so mehr als dieselbe den jetzt doppelt benöthigten bessern materiellen Gewinn aussprach. Unmittelbar hinter dem Dona nobis und einer andern im Sommer 1822 geschriebenen Composition heißt es also in einem Notirungsbuch ungefähr so: „Finale. Freude schöner Götter Funken Tochter Elisium. Die Sinfonie aus 4 Stücken" und später: „Sinfonie Allemand [!] entweder mit Variationen, auf den Chor alsdann eintritt, oder ohne Variationen, Ende der Sinfonie mit türkischer Musik und Singchor." Auch hörten wir oben, daß er den Hymnus seines „unsterblichen Schiller" schon frühzeitig im Sinne trug, und auch in den Skizzen der Siebenten Symphonie ums Jahr 1811 heißt es: „Abgerissene Sätze aus Schillers Freude zu einem Ganzen gebracht."

Was ihn nun bestimmte, gerade jetzt eine solche Symphonie auszuarbeiten, ob ihn selbst das Neue des Chors anlockte, ob dasselbe mehr Erfolg zu versprechen schien, ob endlich ein innerer Geist ihn jählings erfaßte und trieb, wir können es nicht bestimmt wissen. Allein es mag wohl jenes blos als zufälliger Anlaß, dieses als innerlich nothwendiger Grund der Entstehung des Werkes zu nehmen sein. Denn als er demselben in seinem Innern wirklich einmal ins Gesicht geschaut hatte, ließ es ihn nicht mehr und ward zwingend für ihn, zwingender fast als ihrerzeit die große Messe. Ja wir befinden uns hier einem Problem in Beethovens Schaffen gegenüber, das bisher nicht blos nirgend gelöst, ja nicht einmal aufgestellt worden ist und doch, wie uns scheinen will, für seine eigene Entwicklung und seine geistige Bedeutung von größerer Wichtigkeit ist als irgend eins bei seinen Werken.

Betrachten wir die Situation etwas näher.

Im Sommer 1822 also bringt Rochlitz ihm den Auftrag einer Musik zum Faust, „ungefähr in der Weise wie die zu Egmont". Er antwortet: „Ich trage mich schon eine Zeit her mit drei andern großen Werken. Viel dazu ist schon ausgeheckt, im Kopfe nämlich. Diese muß ich erst vom Halse haben: zwei große Sinfonien und jede anders, jede auch anders als meine übrigen, und ein Oratorium." Letzteres war das schon längst der „Gesellschaft der Musikfreunde" zugesagte „Der

Sieg des Kreuzes" von Carl Bernard. Ein weiteres Oratorium bestellte um diese Zeit die philharmonische Gesellschaft in Boston. Außerdem ist in den Briefen an die Verleger damals viel von einer zweiten großen Messe die Rede und es wird schon über den Verkauf derselben verhandelt. Auch soll eine solche für den guten Kaiser Franz geschrieben werden, damit man sich endlich einmal besser zum Hofe stelle, und in den Conversationsheften vom Winter 1823 heißt es gar: „3 Messen werden geschrieben". Wirklich existiren auch aus diesem Winter Skizzen „zur Messe in Cis-moll". Derweilen ward, um Geld zu bekommen, die Missa solemnis an die Höfe Europas versandt und die Correctur der Abschriften erhöhte das Zeitraubende und Widrige eines solchen Unternehmens. Gewissermaßen also um sich derweilen Zeit und Unmuth zu vertreiben, ward die bestellte Variirung des Diabelli-Walzers vorgenommen, und ein Humor wie ihn nur eine solche ärgerlich schwankende Lebenslage gebiert, verbindet sich mit dem ganzen Uebermuth eines technischen Könnens, wie ihn die Arbeit an der Messe dem Meister gebracht, zu einer Kraftentwicklung, die geradezu ein Wunderwerk des musikalischen Schaffens hervorbringen mußte, die bereits oben erwähnten Variationen Opus 120.

Endlich ist auch dies Werk fertig, die Messen und das Oratorium werden ad acta gelegt, und mit fester Hand wird die neue Symphonie ergriffen, für die eben-

falls bereits einige Notate sichtbar gewesen. „Urplötzlich war aller Humor verschwunden, der ihn biegsam und in jeder Hinsicht zugänglich gemacht hatte. Alle Besuche wurden abgewiesen. Bienenartig durchstrich er mit dem Skizzenbuche in der Hand Felder und Fluren, ohne an die festgesetzte Stunde der Mahlzeit zu denken, und was früher im höchsten Stadium geistiger Exaltation nie vorgekommen, geschah dermal, daß er wiederholt ohne Hut zurückgekehrt ist."

So erzählt uns Schindler vom Juli 1823; in gleicher Weise sei es dann den ganzen Sommer zugegangen und Beethoven „erst mit den letzten ihrem Winteraufenthalte zufliegenden Zugvögeln" Ende Octobers nach der Stadt zurückgekehrt. Es muß also wieder einmal etwas sehr Entscheidendes in seinem Innern vorgegangen sein, und man ist sehr versucht etwas näher zu sondiren und den Meister beim Schaffen zu belauschen, das heißt ihm hinter die unbewußt treibenden Ideen oder vielmehr gewissermaßen „hinter das eigne Bewußtsein zu leuchten."

Da hilft uns zunächst eine Stelle aus einem Conversationsheft vom Jahr 1823. Der Meister selbst sagt seinem guten Freunde Bihler auf die Nachfrage nach dem Bostoner Oratorium: „Ich schreibe nur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Geldes wegen was ich brauche. Es ist deswegen nicht gesagt, daß ich doch blos ums Geld schreibe. Ist diese Periode

vorbei, so hoffe ich endlich zu schreiben, was mir und der Kunst das Höchste ist — Faust!"

Auch zu Rochlitz hatte er gesagt: „Seit dem Carlsbader Sommer lese ich im Goethe alle Tage — wenn ich nämlich überhaupt lese." Nicht lange nachher erfolgt dann jene Dedication an den „unsterblichen Goethe", der zudem damals ebenfalls mit einem Schreiben wegen der Subscription seines Hofes auf die Messe beschickt wurde, das noch immer in den Weimarer Papieren vergraben liegt. Endlich ist auch des Meisters Aeußerung auf den von Rochlitz überbrachten Antrag von einigem Werth. „Ha", soll er ausgerufen und dabei die Hand hoch emporgehoben haben, „das wäre ein Stück Arbeit! da könnte es was geben!" — wobei es außerdem heißt: „und sah dabei zurückgebeugten Hauptes starr an die Decke".

Wenn wir uns nun erinnern, wie es dem jugendlichen Mozart erging, als er zum ersten Male von der Allgewalt der Liebe ergriffen für einen Sänger gleichfalls aus rein praktischen Gründen eine Arie schreiben wollte und bei dem sein eigenes Empfinden nur annähernd berührenden Texte Non sò d'onde viene — „ich weiß nicht woher mir dieses Gefühl der Zuneigung kommt" — nicht anders konnte als seiner drängenden Herzensfülle nachzugeben und jene Arie zur allerschönsten Liebeserklärung für seine Aloysia zu machen, — was liegt näher als daß auch Beethoven, als er zum ersten Male

wieder vollkommen auf offener See war und dem himmlischen Vermögen seiner eigenen Phantasie die Segel lassen konnte, unwillkürlich und je länger je mehr bei dem neuen Werke, das zu componiren war, von denjenigen Empfindungen und Vorstellungen ergriffen wurde, die eben als „schwankende Gestalten schon früh dem trüben Blicke sich gezeigt" und jetzt gar sein Wesen so völlig einnahmen, daß er stets mit Sehnen an eine „Musik zu Faust" dachte! Was liegt näher als diese ohnehin jeder Kunst eigenthümliche Erscheinung bei einer Muse zu vermuthen, die schon an sich dem leisesten Regen unserer Brust folgt und ihm am liebsten?

So war es auch nur der intuitive Blick der Congenialität, was schon früh einen Künstler wie Richard Wagner, der von dem hier zuerst aufgedeckten historischen Zusammenhang nicht wohl etwas wissen konnte, gerade bei dieser Symphonie an „Faust" denken und sogar ein ausführliches Programm aufstellen ließ, das mit den Worten dieses Gedichtes die hier „zu Grunde liegenden höheren menschlichen Seelenstimmungen" auch dem Nichtmusikalischen zu andeutendem Verständniß zu bringen vermöchte.

Denn mit welcher Gewalt, ja mit einer bisher geradezu unerhörten Energie und wahren Majestät behauptet sogleich der erste Satz dieses Werkes jenes Recht des freien Menschen, jene Prärogative des Geistes, die die Grundlage der ganzen Faustſtimmung bilden, um

gegen eine Welt von Ueberkommenheiten und Einschränkungen das angeborne Wesen geltend zu machen, und die sich lieber dem rein Willkürlichen und Zersetzenden hingeben als länger in dieser schmachvollen Knechtschaft hergebrachten Daseins zu verkümmern! Aus jenem Dämmer der Empfindungswelt, wo zuerst wieder mit eigenem Thun die Verbindung mit dem verborgenen Urgrund alles Seins hergestellt und die Kraft des eigenen Bewußtseins genommen ist, tritt mit wahrhaft erhabenem Schritt jener kühne Held, der freie Gedanke ans Tageslicht hervor und zeigt der Welt sein schönes Götterantlitz und zugleich den männlich festen Willen, dieselbe nach dem Sinn und Maß seines neuen Erkennens und seiner eigenen urentstammten Art neu einzurichten.

Allein sogleich beginnt der Kampf, der gewaltige, um Herrschaft und Besitz, die diese Welt der äußeren Nothwendigkeiten nicht an die höhere Nothwendigkeit der geistigen Freiheit abgeben will, und kaum je ward uns ein so erschütterndes Bild der Leiden und Kämpfe gezeigt, die dessen harren, der um der Menschheit höchstes Gut den Kampf mit der Welt aufnimmt, als in diesem Ringen der Tongewalten, die oft sogar die Bande der ewigen Gesetze der Kunst und ihrer Technik sprengen wollen, um die noch ewigere Freiheit des menschlichen Geistes zu verkünden. Nicht siegreich, aber ebenso gewiß unbesiegt scheidet der Held aus diesem Kampfe oder steht vielmehr am Ende allein auf dem Kampfplatz da. Es ist ein

echter Zug des schöpferischen Geistes und zugleich ein kräftiger Beweis für unsre Behauptung, daß bei diesem Schaffen ein festbestimmter Gedanke geherrscht hat, dieses Abschließen des Werkes mit dem kühnen Thema des Anfangs: das letzte Wort des Menschheitshelden ist wie das erste mannhaftes Behaupten seines Rechts, des ewigen Rechts des freien Gedankens!

Und nun, wenn wir den weiteren Verlauf des Werkes betrachten, wie kommt Schillers Hymnus „An die Freude" in dieses faustische Getreibe?

Wenn tiefste Zerfallenheit mit dieser Welt, die allerdings mit dem in der eigenen Brust neuerstandenen Ideal gemessen „detestabel" genug erscheint, die Grundstimmung des ersten Satzes bildet, freilich nicht im Sinne blos trüber Klage sondern trotzigen Entgegentretens und Angreifens, so geht das Scherzo dem Leben selbst schon etwas näher zu Leib. Und ob es gleich spöttisch genug heißt: „Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest", so muß man doch eben so spöttisch sich selbst zurufen: „Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen, Daß du ein Mensch mit Menschen bist!" Und von der stolzen aber einsamen Höhe des Gedankens zum wirklichen Dasein herabgestiegen löst sich die eigene Brust in dem brünstigen Dankesgebet: „Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!" — ein Friedenslied, das schöner nie gesungen worden, als in diesem Adagio molto e cantabile der Neunten Symphonie. Denn

nur „auf dieser Erde quellen neue Freuden", nur unter Menschen wird das Geistige lebendig, und die einzige volle Verwirklichung und Bethätigung, man möchte sagen, die wahre Menschwerdung des Gedankens ist die — Liebe.

Damit aber stehen wir ganz von selbst auch auf dem Boden des Schillerschen Hymnus, der eben durchaus naiv und fast instinctartig wie die jugendliche Volksempfindung schon das Gebiet gefunden hat, welches die Stimmung des Faust mit bangen Herzensschauern sucht, um dort sein besseres Bewußtsein zu realisiren. Ja es wird kaum zuviel gesagt sein, wenn man den tiefgefühlten und hochgestimmten Enthusiasmus dieses Gedichtes sowohl den Ausgangspunct wie den Endpunct jener Geistesstimmung nennt, aus der alles Faustische, was unsere Zeit bewegt und groß macht, hervorgegangen ist. Und wie hier ein großer Dichter halb unbewußt von der Gewalt einer allherrschenden Strömung zu den Höhen jener wahren Begeisterung getrieben wurde, der gegenüber selbst Ausschreitungen und Ueberschwänglichkeiten im Einzelnen ungefühlt bleiben, ja wie hier durch Aufnahme dieser allwaltenden Empfindung ein Denker erst wahrhaft Dichter wurde, so nahm auch der Musiker die dichterische Skizzirung dieser Empfindung, die ihm wie aller Welt die Seele beherrschte, mit dem zwingenden Drang des innerlichen Gefühls auf. Denn sie trat ihm hier, wenn auch in einfachsten Worten und wenig prä-

zisirt, doch mit der ganzen Unmittelbarkeit des wirklich Empfundenen entgegen, die er selbst in sich trug.*

Denn, um wenigstens im leichten Umriß den innern Zusammenhang hier nachzuweisen, — Was im Grunde macht den Faust, den Prototyp alles höheren Bestrebens unserer Zeit, groß und bedeutsam? was unterscheidet ihn so tief innerlich von allen übrigen Gestalten der modernen Phantasie und läßt ihn als wahren Menschen mit in die Grundbewegungen unseres Geschlechts eintreten, sodaß wir fühlen, hier will sich uns ein neues Dasein gebären? — Ist es blos der tieferwachte Widerwille gegen alles blos Hergebrachte und Conventionelle in Moral, Religion und Philosophie, das uns die innere Seele zuschnüren und das Heiligste am Menschenwesen verkümmern will? Oder ist es nicht vielmehr das neuerwachte reinere Menschengefühl, das ihm aus der neu-

* Es sei übrigens erinnert, daß trotz der obenerwähnten Bemerkungen in den Messenskizzen: „Finale. Freude schöner Götter Funken" sogar später, als schon vom ersten Satz viele Skizzen vorhanden waren, jener Plan noch nicht völlig fest stand. Denn in einem Notirungsbuche auf der Berliner Bibliothek heißt es nach Entwürfen zum 1. Satz: „G-moll Introduction, Variationen oder erster Theil in D-moll — forte presto — alla marcia introduzione — vielleicht doch den Chor Freude, schöner pp". Auch weiß man wie viel Mühe es ihm gemacht hat eine geschickte Form der Einführung für den Gesang zu finden. Die endliche wirkliche Ausführung nach so viel Zweifel und Hindernissen bethätigt aber erst recht die innerlich zwingende Kraft der ursprünglichen Empfindung und Intention.

gewonnenen Versenkung in das eigene Wesen und in den Urquell alles Daseins erstanden ist und namentlich auch in Goethes Dichtung die herrlichsten Ergüsse des reinmenschlichen und religiösen Gefühles erzeugt hat?

Was aber ist der innere Sinn und tiefere Antrieb in Schillers Hymnus? — Was anders als dieses gleiche neuerwachte Gefühl des eigenen Wesens und der unmittelbaren Verbindung mit dem Ewigen und Allgemeinen? Ein neuer Himmel ist gefunden, ein Menschheitshimmel, allumfassend, allergründend, allbeseligend, und so ist das Lied geradezu ein religiöses Gedicht wie das Volksgedicht des Faust, religiös im reinsten und tiefsten Sinne der ewig gleichen menschlichen Empfindung. Und dies ist es was diesem Liede sein Ergreifendes gibt für jedes einfache Menschengemüth und zumal für die tiefe Reinheit und Energie des Beethovenschen Empfindens, der hier einmal wieder mit lebendigem Gefühl den Grund der Dinge berührt fand und darum der mancherlei jugendlich ausspringenden Uebertreibung nicht achtete, wohl aber des unvergleichlich lautern und kräftigen Ausdrucks, den hier einmal wieder zunächst die simple sinnliche Daseinsfreude und dann jenes Gefühl gefunden hat, das uns von diesem Fundament der eigenen Existenz zu andern Existenzen und zu den Sternen leitet. Dies hatte ihm in der Jugend die Seele ergriffen, die es liebte sich im Zusammenhang mit dem Universum zu betrachten, dies gewann ihm jetzt tief-

bedeutenden Sinn, wo er selbst mit schwersten Kämpfen der eigenen Brust zum Gefühl der Allgemeinsamkeit und des Ewigen aufgestiegen war und dort neuen Trost und neue Lebensfreude gefunden hatte.

Und diese beiden Empfindungen, die im Grunde Eins sind und nur wie Quell und Ausfluß sich verhalten, das reine menschliche Daseinsgefühl und das aus ihm fließende reine Menschheits- und Gottesgefühl, welche als Grundinhalt von Schillers Gedicht wie von der Faustsage die verworrene Welt entwirren und auf das Reinmenschliche zurückführen wollen, — sie, die Goethes schöne Ausdichtung einer Volkssage nicht zur vollen menschlichen und künstlerischen Befriedigung darzustellen vermochte und Schillers Hymnus wenn auch tiefempfunden, doch nur in den allgemeinsten Zügen aussprach, sie tönen uns an dem festen Halt der Dichtworte aus diesem Finale Beethovens mit einer Reinheit und Kraft entgegen, daß man fast glauben möchte, er habe das Erlösende ihres Inhalts tiefer empfunden und reiner in der eigenen Seele getragen als selbst jene Dichter, die ihnen den ersten allgültigen Ausdruck verliehen. Und es gewährt eine geradezu wunderbare Deutung von der Grundidee des Schillerschen Gedichtes die Art, wie Beethoven dessen entscheidende Gedanken herausgehoben und die gewählten Strophen gruppirt und nach ihrem innern Zusammenhang geordnet hat.

Denn nicht blos daß hier der Musiker völlig unbe-

kümmert um die Anordnung des Dichters, der den Chor bereits nach der ersten Strophe einführt und dadurch den letzten Eindruck und die höchste Erhebung des Gedankens antizipirt und so wesentlich abschwächt, zunächst nacheinander die Bilder der Freude des Lebens uns vorführt, welche des Dichters Jugendhand mit kräftig kurzen Zügen entworfen hat, so daß wir hier die Bedeutung und Mannigfaltigkeit derselben nach ihrem ganzen Umfang erfahren, — wenn dann schließlich wirklich, als trete nach erschöpfendem Genuß des eigenen Wesens naturgemäß das Gefühl des Alldaseins ein, jenes feierliche „Seid umschlungen, Millionen, Diesen Kuß der ganzen Welt" ertönt, so fühlen wir ganz das Allgewaltige und innerlich Nothwendige dieser liebenden Umschlingung der ganzen Menschheit, die sich der Brust dann bemächtigt, wenn sie im lebendigen Gefühl des eigenen Daseins das gesammte Dasein und seinen Urgrund erblickt. Wir erkennen mit tiefster Ergriffenheit auch das Wahre und Naturgemäße jener Hinüberleitung zum Ewigen, dessen Existenz uns eben aus dem in eigener Brust erstandenen Bilde der Menschheit deutlich entgegenleuchtet und uns zugleich der eigenen Existenz neu versichert. Das „Brüder, überm Sternenzelt Muß ein lieber Vater wohnen!" — dieser aus dem unmittelbarsten Erfahren der Seele hervorgegangene Ausruf gewinnt dann hier eine Bedeutung und Eindringlichkeit, die uns seinen Inhalt unendlich lebhafter zu Sinne bringt als in dem

bloßen Gedichte. Denn wir erleben die ganze Entstehung desselben lebendig mit und werden selbst zu Zeugen dieses innerlich wahren Vorganges gemacht. Und gar jenes „Ihr stürzt nieder Millionen! Ahnest du den Schöpfer Welt? Such' ihn überm Sternenzelt! Ueber Sternen muß er wohnen!" — ist uns der natürlichste Ausdruck der Erhebung zum Ewigen und die Darstellung der für alle Sinnen unfaßbar erhabenen und alldurchdringenden Schöpferkraft.

Dabei aber ist es von wahrhaft divinatorischer Genialität, daß die Töne des erwachenden Gemeingefühles, welches die Grundlage aller religiösen Erhebung wie ihr einziges fruchtbares Product ist, zugleich der Contrapunct, der doppelte, zu jener Weise sind, welchem so recht volksthümlich der natürlichen Daseinsfreude ihren Ausdruck gegeben hatte, — ein neuer Beweis, wie tief Beethoven die Idee dieses Gedichtes gefaßt und daß dessen wirkliche Grundlage ihn zu seiner Verwendung in dieser größten Dichtung seines Genius bestimmt hat. Er fühlt klar die eine Empfindung als die Quelle der andern und das Gottesgefühl als Grundlage des reinen Menschheitsgefühles, beides aber als die Grundlage und zugleich einzige Lösung der Prozesse und Kämpfe, die sich in den drei ersten Sätzen seines Werkes darstellen. So werden denn nach der höchsten Erhebung der Seele in dem Adagio ma non troppo, ma d i v o t o zunächst auch wirklich in einer Weise, deren mit solcher Unwill-

türlichkeit und eindringenden Kraft einzig die Musik fähig ist, die beiden Melodien, das heißt also die beiden nur in ihrem Ausfluß getrennten Empfindungen zusammengebracht und mit einander verschmolzen, sodaß daraus dann in der That das Ganze des menschlichen Innenlebens hervorgeht. Dann aber gewinnt aus dieser innigen Vereinigung die bloße menschliche Daseinsfreude selbst nicht allein Läuterung und neue Kräftigung, sondern auch erst ihren wahren Sinn und ihren Höhenpunct in dem Gefühl, mit diesem eigenen Dasein zugleich für Andere zu leben und in der Liebe diese Existenz zu rechtfertigen. Es ist die Verkündigung des wahren Menschenthums und jenes reinen Glückes, das mit so heißem Bemühen die echt menschliche Brust des Faust sucht. Es ist die Lösung der Räthsel unserer Existenz und die Tilgung unserer tiefsten Seelenqualen aus der eigenen innersten Natur heraus, und hier erkennt man, daß Beethoven in der That mit seinem Empfinden am Puls der Menschheit gelegen, ihre Probleme im Kern erfaßt und die Lösung derselben in eigener Seele vorempfunden hat. Hier erkennt man, daß er in der That ebenfalls ein Dichter, ein Deuter und Prophet unseres geistigen Lebens ist. Ja selbst das „Sinfonie Allemand“ gewinnt eine ahnungsreiche Bedeutung, wenn man bedenkt, daß vor allem unser Vaterland der Boden dieser Kämpfe des Gedankens ist, und man ist versucht, bei Auf=

zählung deutscher Geistesthaten die Neunte Symphonie Beethovens unmittelbar an Goethes Faust zu reihen.

Jetzt aber ist es uns auch wohl begreiflich, daß Beethoven noch einen tiefen Prozeß in der Seele durchzumachen hatte, als der von der Missa solemnis schied und neue Thaten sann. Der Schritt von diesem Werke zur Neunten Symphonie ist ein entscheidender und unermeßlicher, er war eine innerliche Nothwendigkeit und führte den Meister erst wahrhaft „zu der Menschheit Höhen." Jetzt auch erkennen wir, welcher Kraft der Selbstentäußerung sein Innres fähig gewesen. Denn wahrhaft jubelnd in goldener Freiheit erhebt sich nach der Generalbuße, die er wie einst unter Haydn und Albrechtsberger seinem technischen Können, so jetzt seinem geistigen Sein durch Jahre auferlegt hatte, von neuem seine Seele, und er ersteht in seiner ganzen großen und freien Menschenart, die uns von je unwiderstehlich zu ihm zog. Jetzt hemmt kein fremdes Band, keine fremde Vorstellung und Voraussetzung den wallenden Erguß seiner eigensten Empfindung, und von dem Gebiete dieses reinmenschlichen Fühlens schwingt er sich zu den höchsten Regionen auf, die dem Menschen erreichbar sind. Nirgends hier bedarf es mehr einseitig spiritualistischer Exaltation und künstlicher Belebung eines Vergangenen. Kein Gesetz einer trüben Entsagung und finsteren Askese führt ihn ab von dem natürlichen Wesen des Menschen und seiner eingebornen Harmonie. Allüberall quillt unmittelbar

gegenwärtiges Lebensempfinden, sowie es von je des Menschen Theil war, und wie Nachtgespenster entfliehen die Schatten, die sich für eine gute Weile um sein herrlich großes Menschengefühl gelagert hatten und ihn unter sein natürliches Maß, unter das Menschliche herabziehen wollten. Hier gilts nicht mehr zu sterben für die Wahrheit und das Leben, hier gilt es dafür wirken und *leben*. Und gleicherweise kräftig schön wie dieses Menschheitsgefühl ersteht ihm jetzt in wahrer Erhabenheit das reine Gottesempfinden. Ja wir müssen die Stelle des andächtigen Versinkens in höhere Betrachtung in diesem Finale zu dem Höchsten rechnen, was von Bildern des Ewigen irgend eine Kunst oder Religion und Philosophie aufgestellt hat. Und frei dürfen wir hier dem natürlichen und tiefsten Leben unseres Innern folgen, — wir fühlen, daß dasselbe hier nicht blos wieder in seinem tiefsten Kern erfaßt, sondern sogar wirklich neu begründet ist.

So gewinnt das Wort des „Kindes" Bettina, das sie unmittelbar entzündet von Beethovens eignen Aeußerungen an Goethe schrieb: „Er schreitet weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, er *fühlt sich als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben!*" — eine positive Bedeutung. Denn in der That deutet sich zumal in diesem symphonistischen Werke, wenn auch nur in den allgemeinsten Grundlagen, doch für die aufmerkend horchende Empfindung ganz bestimmt und kenntlich jener innere Neu=

bildungsprozeß an, der im modernen Leben vorgeht und dasselbe von Grund aus umgestalten will. Und gar der Grundplan scheint aufgerissen, nach dem diese Umgestaltung aus dem eigenen Innern geschehen soll, so fest tritt hier der Gedanke oder doch sein ewig neugebärender Mutterboden, die reinmenschliche Empfindung auf. Und wie Beethoven hier direct an die tiefsten und erschöpfendsten Emanationen seiner Vorgänger anknüpft, so ist auch dieses Werk als der wahre Abschluß und das eigentliche Resultat seines Lebens zu betrachten, von dem aus auch wieder jedes fernere Wirken im geistigen Leben, wofern es fruchtbar und nachhaltig sein will, seinen Ausgang zu nehmen hat. Hier waltet der Geist, der das moderne Leben neuschaffend durchdringt, der freie Gedanke und das reinmenschliche Gefühl. Und daß Beethoven, freilich nach fast vernichtenden Kämpfen, zu ihm sich endlich durchgedrungen, das macht seine Größe aus und gibt dem Gange seiner inneren Entwicklung eine allgemeine Bedeutung.*

* Den so mannigfach bedeutsamen innern Zusammenhang dieses Schaffens mit dem heutigen Wirken in Kunst und Leben habe ich kürzlich in der Schrift „Gluck und Wagner. Ueber die Entwicklung des Musikdramas" (München, L. Finsterlin) näher darzulegen gesucht. Das obenerwähnte im Buchhandel nicht erschienene Programm Wagners zur Neunten Symphonie ist nach seinen Hauptzügen in meinem Buche „Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister" bei dem Essay „Beethoven und das Musikdrama" mitgetheilt worden.

Betrachten wir jetzt zum Abschluß unserer Darlegungen noch kurz, wie dieser innen vollzogene Prozeß sich auch in dem fernern Sein und Thun des Meisters erweist.

> Denn ich weiß du liebst das Droben,
> Das Unendliche zu schauen,
> Wenn sie sich einander loben
> Jene Feuer in dem Blauen.

Dieser Vers steht in dem 1819 erschienenen „West-östlichen Divan" Göthes von Beethoven angestrichen. Nicht minder tritt uns der angeborne und jetzt nur erhöhte Drang nach innerer Erhebung in den drei Sprüchen entgegen, die er im Sommer 1824 aus einem Werk über Aegypten sich ausschrieb, jene Inschriften vom Tempel der Göttin der alles erzeugenden und bewegenden Kraft: „Ich bin was da ist. — Ich bin Alles was da ist, was war und was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. — Er ist allein von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig."

Ebenso sehen wir ihn im Sommer 1823, als die Neunte Symphonie in seiner Seele gohr, an den Erzherzog Rudolph schreiben: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten." Und wie manch andere Aeußerung seiner Briefe und Tagebücher bestätigt uns das lebendige Gefühl der Einheit mit dem Göttlichen,

das ihm in den zerstörenden Stürmen wie in den verseichtigenden Fluthen des Lebens innere Kraft gab. „Gott hat mich nie verlassen!" schreibt er im Herbst 1825 an den unseligen Neffen, und die gleiche im Winter vorher durch Rettung von langem schwerem Krankenlager neuerprobte Erfahrung spricht er auf die zugleich unwillkürlichste und innigste Weise in dem „Heiligen Dankgesang an die Gottheit eines Genesenen" im A-moll-Quartett Op. 132 aus. „Gott sei mit dir und mit mir!" schließen meist die Zettel an den Neffen, und „der Himmel segne mich durch J. K. H. und der Herr sei immer über und mit J. K. H." heißt es mit geringen Variationen oft genug an den kaiserlichen Freund und Schüler.

Allein man würde sehr irren, hier noch irgend eine frömmelnde Tendenz zu vermuthen. Dem Knaben gegenüber ist solche Sprache nur Aeußerung seines eigenen natürlichen Empfindens, dem Kirchenfürsten gegenüber aber jene allerdings wenig zu lobende Connivenz, die in anderer Weise Goethe gegen seine „allerhöchsten Herrschaften" übte. Gar von Dingen einer bestimmten Confession aber kann nicht wohl mehr bei einem Manne Rede sein, der in der gleichen Zeit einen Brief an einen Freund unterzeichnet: „Dero in Christo und Apollo — Beethoven." Daß er dennoch auch damals noch lebhaft sein Versprechen wiederholte, den „Sieg des Kreuzes" zu schreiben und sogar an ein weiteres Oratorium „Saul" dachte, ist kein Gegenbeweis. Denn trotz aller Be-

stellung und Versprechung wurde eben von solchen Werken nichts fertig. Seine Seele stand in anderem Sinne darauf „die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht zu verbreiten", in dem Sinne der thätigen Durchdringung des Lebens mit dem Höheren, in dem Sinne der durch das Geistige verklärten Wirklichkeit.

Dies sagen uns seine letzten Compositionen, — nicht die von ihm intentionirten oder gar blos bestellten, sondern die wirklich fertig gewordenen, die fünf letzten Quartette. Sie sind ein wahrhaft ideales Abbild von Beethovens ganzer damaligen innern Verfassung und seinem geistigen Verstehen der Welt, die würdigen Nachfolger, ja man möchte sagen die Deuter und Ausführer des Geistes der Neunten Symphonie. Denn wenn auch ebenfalls aus rein zufälligen und sogar materiellen Gründen begonnen, wurden sie doch, als nach fast 15 Jahren Pause diese reinste aller reinmusikalischen Formen einmal wieder an ihn herantrat, wie mit innerer Nothwendigkeit der Ausdruck seines besondersten Seelenlebens und innern Schauens, und nichts ist zeugender für den hohen freien Geist der reinen Menschlichkeit, der ihn in diesem letzten Lebensstadium erfüllte, als die Existenz dieser wunderbaren Compositionen, der echten Kinder jenes Geistes, der sich „der Gottheit mehr als Andere genähert" und nun ihr Wesen auch im wirklichen Leben erkannt hat und im eigenen Schaffen wiederspiegelt.

Die Spuren dieses Geistes erkennen wir aber auch

in seinem äußeren Leben, soweit wir in dieser Hinsicht überhaupt noch berichtet sind. Das erste, was in seiner Lecture uns begegnet, ist der soeben erwähnte „West-östliche Divan", der mit seinem durch reifste Erfahrung innerlich befreiten und geschärften Sinn für die Dinge dieser Welt ihn mannigfach erfreut haben mag. Allein konnte seinem durch höchste innere Erhebung so sehr geklärten Lebensblick der äußerliche Reiz solcher Gedichte irgend auf länger das im Grunde doch nicht eben Tiefe und oft gar blos äußerlich Moralisirende und ästhetisch Spielende dieser Empfindungsweise verdecken? Kurz nachher heißt es vielmehr schon in den Conversationen: „Goethe sollte nicht mehr schreiben, es wird ihm wie den Sängern gehen;" wobei Beethovens Zustimmung aus den weiteren Worten hervorleuchtet: „Doch bleibt er der erste Dichter Deutschlands!" Im März 1820 aber steht eben dort: „Können Sie mir die Farbenlehre auf einige Wochen leihen? Es ist ein wichtiges Werk. Seine letzten Sachen sind fad." Und Beethoven, der nicht wie sein „unsterbliches" Vorbild in späteren Jahren die Spur des faustischen Geistes verloren, sondern sie nur noch energischer und tiefer ergriffen hatte, möchte auch hier nicht widersprochen haben.

Schlimmer freilich ergeht es in den gleichen Heften dem confessionellen Treiben und gar der Bigotterie eines Z. Werner und F. Schlegel. Ueber sie bringen die Freunde allerhand spöttelnde Mittheilungen, die wohl beweisen, daß auch Beethoven die Bahn der Wahr-

heit und innre Erhebung hier nicht mehr suchte. Sein Geist hatte das Verkrüppelte und ins Kraut Geschossene dieser Früchte einer an sich tiefwahren und wohlbegründeten Geistesrichtung der ganzen Zeit längst erkannt und bedurfte keiner solchen Hand mehr, um die innere Einheit mit dem Ewigen oder vielmehr die innigere Begründung dieser Einheit herzustellen, die auch er als Bedürfniß empfand.

Ganz nahe dagegen müssen ihm jetzt außer Shakspeare, dessen die Conversationen um 1820 ebenfalls Erwähnung thun, wieder die Alten getreten sein, „seine ältesten Freunde", wie Schindler mit Recht sie nennt. Die vielen Beziehungen auf den „nach sokratischer Manier angeleiteten" Neffen in den von ihm angestrichenen Stellen aus Homer bestätigen uns dies hier wie bei Shakspeare. „Xenophons Reden und Thaten des Sokrates," „Anacharsis" und „Sappho" stehen bereits um 1820 im Conversationsheft annotirt. Auch werden dort lange Gespräche über Plato in Verbindung mit Schelling und Schleiermacher geführt, und ein Brief an den Neffen vom Herbst 1825 beginnt: „Wie der weise Odysseus weiß ich mir auch zu helfen." Ihr klarer Lebenssinn, ihre Harmonie war seinem innern Wesen Vorbild und Wohlthat, und was ihnen an seelischer Tiefe und Innerlichkeit fehlt, wußte sein eigener Reichthum ihnen jetzt mehr denn je zu leihen. Und so wie sie es gethan das Leben geistig zu durchdringen und seine natürliche Einheit wiederher-

zustellen, dies war ja sein einziges Bestreben. Der freie Gedanke, den seine Prometheusnatur dem ewigen Licht entrungen, und wie derselbe zur Wirklichkeit wird durch liebendes Umfassen und Erfüllen der Welt, das war ihm Sinn und Zweck seiner Thätigkeit, und ganz mit selbsteigener Kraft und geistig durchdringend wollte er wirken.*

Schwebte ihm also bei dieser Anschauungsweise trotz der „Neunten Symphonie" stets ganz nah und gerade auf dem letzten Krankenbette am meisten die „Musik zu Goethes Faust" vor, nun so ist uns diese nicht verloren gegangen: Die letzten Quartette sind, wenn

* In der documentarischen Chronik von Beethovens Tod im „Musikalischen Skizzenbuch" ward, trotzdem Schindler davon nichts erwähnt, die Vermuthung ausgesprochen, daß in dieser späten Lebensperiode und namentlich auf dem letzten langen Krankenbette auch noch „Sturms Betrachtungen" ihn zuweilen tröstend beschäftigt haben möchten. Jetzt bei genauerem Ueberblick über seine geistige Entwicklung aber ist dies durchaus als ein Irrthum zu erklären. Denn was sollte in der „Fülle der Gesichte", die ihn jetzt umgab, der „trockene Schleicher"? — Was unter den lebendig großen Alten die kleine Zopffigur des Hamburger Hauptpastors, von dessen leichenbitterartigen Erscheinung wir noch das Nähere hören werden? Jetzt umspannte sein Geist von neuem die Welt, und nicht konnte er ferner gewillt sein, sich auf die Schul- und Andachtsbank von Männern zu setzen, die füglicher andächtig lauschend zu seinen Füßen gesessen hätten. Namentlich aber hatte seine religiöse Empfindung jetzt einen Charakter angenommen, den ihm keine Dogmen noch irgend welche beschränkte Betrachtungsweise befriedigen oder ersetzen konnte. Darum sei jene Vermuthung hier ausdrücklich zurückgenommen.

nicht einzelne Bilder dieser geistigen Erfassung und Durchdringung des Lebens, so doch wie Studien zu einer solchen allumfassenden Arbeit seines Genius. In ihnen regt sich vom neuen und mit völlig ungehemmtem Fittig jener „nie zufried'ne Geist, der stets auf Neues sinnt", jener selbstthätige Geist der Menschheit, der einzig Beweis und Bürgschaft unserer höheren Abkunft ist, und ein wahrhaft durchdringender Blick zeigt sich für Alles, was lebt und webt. „Ohne eine gemachte Theorie vor Augen zu haben, erkannte er doch zu offenbar Gott in der Welt wie auch die Welt in Gott", drückt sich die hausbackene Art Schindlers aus. Und wirklich erscheint jetzt wie bis in die äußersten Spitzen seines Wesens jene Anschauung eingedrungen, daß das Geistige ein All-Eines ist und vom lebendig pulsirenden Menschenherzen aus das Leben gestaltet. Geradezu unvergleichlich an energischem Realismus wie an idealer Verklärung müssen uns diese letzten Quartette erscheinen. Stets und überall waltet in ihnen jenes Geistige, das das All schaffend durchdringt und im Menschenwesen zum Lichte des Bewußtseins aufschlägt, und bald sind es die intensivsten Ausdrücke des eigenen Seelenlebens, Monologe wie sie kein Hamlet, kein Faust ergreifender haben, bald die lebendigsten Schilderungen objectiven Daseins bis ins kleinste Genre hinein, sowie sie an drastischer Wirkung und Anschaulichkeit in solch knappem Rahmen nicht Goethe

noch Rembrandt kecker hingeworfen haben. Ueberall die Darstellung der Welt, wie sie im befreiten Menschengeiste sich wiederspiegelt, und daher überall überraschende Klarheit und lebendigste Energie in der Zeichnung! Nichts blos gedacht, alles wirklich geschaut, aber mit geistbewußter Sinnenthätigkeit! Ueberall das deutlich Redende der Sache selbst, sowie es nur demjenigen Sinne möglich ist, dem Natur und Geist, Wesen und Erscheinung nicht mehr zweierlei und verschieden, sondern völlig Eins sind und das Eine nur Ausfluß oder vielmehr Dasein des Andern.

Sein Wesen hat den Zustand völliger Reife beschritten und ergießt nun auf der Höhe seines Wachsthums den Samen fruchtbringend nach allen Seiten. Zwiespalt und Sturm des Lebens sind völlig gebannt, die innere Einheit ist gerettet. Die einseitige religiöse Betrachtungsweise der Periode vorher erscheint jetzt ebenso überwunden wie die blos ästhetische Geistesstimmung der Jugendjahre. Plutarch, Homer, Plato, Aristoteles, sie nennt der Reihe nach Schindler als die Genossen zumal seiner letzten Lebensmonate. Ihr Gleichmuth, ihre heitere Ruhe ist ihm Grundlage und Sinnbild der eigenen, nach schwer durchkämpftem Lebensleid gewonnenen innern Harmonie, und sein eigenes Herz fühlt den Wandel der Sterne wie die ewige Thätigkeit und ewige Ausgleichung der Welt im Leben des Geistes. Die letzte Oelung gab seiner der Abscheidung harrenden Seele das

kaum bedurfte sichtbare Zeichen jener längst hergestellten Einheit mit dem Ewigen. „Er sieht mit wahrhaft sokratischer Weisheit und großer Seelenruhe dem Tode entgegen", schreibt Schindler in den allerletzten Lebenstagen des großen Mannes. Beethoven vor vielen Anderen durfte sich bewußt sein, mit redlichem Bemühen die Aufgabe unserer Existenz erfüllt und seinem Geschlecht auf der schweren Bahn zur Erreichung seiner Ziele eine Stufe weiter geholfen zu haben.

Zum Beschluß muß noch kurz von dem beim „Brevier" in Betracht kommenden Material Rede sein.

Von Shakspeare besaß Beethoven die Eschenburgische Uebersetzung, von der in Schindlers Beethoven-Nachlaß noch Band III und IV (Mannheim 1783) und IX und X (ebenda 1779) vorhanden sind. Von den darin enthaltenen Stücken haben „Wie es euch gefällt" und „Der Liebe Mühe ist umsonst" gar keine Zeichen der Lecture. „Von der Schlegelschen Uebersetzung des großen Briten wollte er durchaus nichts wissen, er erklärte sie für steif, gezwungen und stellenweise zu abweichend, was er blos aus dem Vergleiche mit Eschenburg schließen konnte," sagt Schindler. Doch um das Jahr 1807 empfiehlt er selbst einer Freundin „den von Schlegel übersetzten Shakspeare" (Br. Beeth. Nr. 61).

Seine „Odyssee", ebenfalls in Schindlers Nachlaß befindlich, ist die erste Ausgabe der Uebersetzung von Johann Heinrich Voß „1781 Hamburg auf Kosten des Verfassers". Der in Leder mit Gold gebundene ziemlich starke Octavband trägt mannigfache Spuren des Gebrauchs bei Tag und bei Nacht, hier Flecken von Wachs, — Beethoven las gern noch abends im Bett,

an dem stets zwei Wachskerzen standen, — dort von Kaffee, den er sich stets sorgfältigst selbst zuzubereiten pflegte, wobei dann die Pausen mit Lesen ausgefüllt werden mochten. Er besaß auch die Ilias, doch sagt Schindler, sie habe ihm der Odyssee weit nachgestanden: „das in ersterer geschilderte Kriegerleben, das Gewühl der Feldschlachten, die Weise zu kämpfen, die Waffen- und Befestigungsart und dergleichen mehr konnte auf unsern Amphion nicht anziehend wirken; dagegen hat das aus der Odyssee entgegentretende Bild des friedlichen Lebens nach allen seinen Beziehungen, die Länder- und Völkerschilderung, die vielen Klugheits- und Erfahrungssätze, alles im idealen Glanze der Schönheit vorgetragen, ihm fortan neue Reize geboten.“ Ein Beweis, wie sehr ihm dieses naive Abbild menschlichen Sehnens und Irrens tief in die Seele gedrungen liegt auch nöch darin, daß er viele Jahre sich mit dem Plane trug, diesen Stoff zum Gegenstand einer Oper zu machen. „Für Beethoven bin ich um Ulysses' Wiederkehr angesprochen worden“, schreibt Theodor Körner am 10. Februar 1813, und wer Beethovens Leben und Lieben kennt, wird es nur begreiflich finden, daß er gerade diesen Moment wählte, der nicht blos erst die eigentliche Seele des Gedichtes enthüllt, sondern vor allem den Werth weiblicher Treue in seinem vollen Glanze zeigt. Beethoven hatte eben von Untreue zu sagen gewußt.

Von Sturms Betrachtungen ist uns bei Schindler erhalten die „Neueste vermehrte Auflage, Reutlingen 1811", also ein Nachdruck Das aus zwei Bänden bestehende Buch ist sehr zerlesen und später gebunden worden, so daß am Rande manche Bemerkung von Beethovens Hand theilweise weggeschnitten ist. Doch besaß er noch eine ältere Ausgabe. Der Titel der Originalausgabe lautet: „Christoph Christian Sturms Hauptpastors zu St. Petri und Scholarchen in Hamburg Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres. Erster Band, welcher die sechs ersteren Monate in sich begreift." Es muß seinerzeit sehr verbreitet gewesen sein, denn der Verfasser beklagt sich über den Nachdruck „an dreyen Orten" und redet gar von einer schwedischen Uebersetzung. Uebrigens hat er selbst, wie bereits oben angemerkt ward, keineswegs überall mit eigenem Kalbe gepflügt, denn die Vorrede zur dritten verbesserten und vermehrten Auflage (Halle in der Hemmerdeschen Buchhandlung 1785) berichtet Folgendes:

„Als ich das erstemahl dieses Erbauungsbuch herausgab, waren gerade hundert Jahre verstrichen, da der fromme Scriver seine zufälligen Andachten über die Werke der Kunst und Natur herausgegeben. Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich dieses Buch ungemein hochschätze und es manchen Geschmack- und Ge-

fühllosen Andachtsschriften unsers Jahrhunders vorziehe. — Seine warme Empfindung für das praktische Christenthum, sein gesunder Witz, seine lebhafte Einbildungskraft, seine meistens den Begriffen des gemeinen Mannes angemessene Sprache, seine gute Kenntniß der Natur- und Kunstwerke, und der herablassende familiäre Ton, in welchem er mit seinen Lesern redet, sind, wie mich dünkt, solche Vorzüge, welche bei wenig Erbauungsbüchern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts gefunden werden." Die Hochachtung für dieses Buch habe ihm dann den Gedanken zu einem ähnlichen Werke gegeben, bei dem er die zwiefache Absicht verfolgt habe, einmal Unstudirten die nothwendigste Kenntniß der Natur beizubringen und dabei jeden Gegenstand in demjenigen Lichte vorzustellen wie er glaubte, daß es auch dem gemeinsten Christen wichtig und verständlich sein würde; andrerseits aber seinen Lesern eine Anweisung zu geben, wie sie das Reich der Natur zu einer Schule für das Herz gebrauchen könnten. Deßhalb habe er auch kein Bedenken getragen, jedesmal wenn er glaubte, bestimmter, deutlicher oder ausdrücklicher reden zu können, in der Sprache eines Buffons, Derhams, Pluche, Nieuwentyts, Sulzers, Bonnets und anderer Männer von diesem Range zu reden. Auch sind außer mancherlei Kirchenliedern viele Bibelsprüche eingewebt.

Wir haben es also mit einer Art Anthologie zu

thun, die denn auch den überaus verschiedenartigen Ton des Ganzen erklärt, da manchmal direct neben der beschränktesten Anschauung und trivialsten Redeweise wirklich geistvolle und gemüthreiche Betrachtungen stehen. Diese letzteren also in Verbindung mit einer Art der Naturbetrachtung, die Beethoven selbst sehr nahe lag, mochten ihn dauernder an das Werk fesseln, als sonst bei dessen trockenem und gewöhnlichem Gesammtton denkbar wäre. Ein Blick auf Sturms Kopf verräth den ganzen Mangel an selbstthätiger Erhebung, der den absoluten Gegensatz zu Beethovens Wesen bildet.

Es ist nämlich dem Werke in der Originalausgabe ein von Geyser in Kupfer gestochenes Portrait beigegeben, das durchaus ähnlich erscheint und den Herrn Hauptpastor im Ornat mit weißer steifer Halskrause und gepudertem rückwärts in gebrannte Locken ausgehendem Haar zeigt. Die Nase ist auffallend lang und spitz, das Auge nicht gerade klein aber todt, der Mund und der etwas starke Unterkiefer höchst gewöhnlich. Namentlich aber bekommt der Mund noch durch die beiden Lederfalten an jeder Seite etwas ungemein Unbewegtes, das ganz wie starre Satzung und hartes Sollen aussieht. Nirgends innere Bewegung und freies Wollen wie es großer Menschen Art ist! Dieser Mann hat offenbar sein Lebtage nicht selbst über die hohen Dinge nachgedacht, mit denen er hier zu thun hat, und wenn er auch zuweilen persönlich von der Gewalt der Erscheinungen

und Betrachtungen, die hier zu praktischem Bedarf herge- richtet werden, ergriffen und bewegt scheint, bald genug steht der Puls des Herzens wieder still und die alte Dürre waltet ruhig weiter. Das sagt uns deutlich genug dies Portrait, das in seiner Trockenheit und Poesielosig- keit so recht den Eindruck eines Mannes macht, dem Andacht und Erbauung ein Ding wie jedes andere auch und gar wohl blos ein Geschäft sind. Also auch in der äußeren Erscheinung der volle Gegensatz zu Beet- hovens freiem und mächtigem Antlitz, das zumal mit der wunderbaren Stirne und dem dämonischen Blick wie von den höchsten Gewalten gebildet und stets auch von ihnen in Bewegung erhalten scheint.*

Vom West-östlichen Divan endlich ist es die „Original-Ausgabe. Wien: bei Carl Armbruster. Stuttgart: in der Cotta'schen Buchhandlung 1820", die Schindler aus Beethovens „Handbibliothek" aufbe- wahrt hat. Das Buch ist jedoch nach Buchhändlerbrauch schon zur Herbstmesse 1819 ausgegeben worden. Beet-

* Eine schöne überlebensgroße Büste mit diesem Ausdruck des Beethovenschen Kopfes hat kürzlich Professor Knoll in München sowohl nach den besten Portraits, nach der Todtenmaske und der Maske über den lebenden Kopf wie auch, unsers Wissens zum ersten Male, nach dem Abguß des vor einigen Jahren wiederausgegra- benen Schädels gemacht. Sie ist vor vielen andern im Stande uns die Erscheinung und den Geist des Meisters lebhaft zu ver- gegenwärtigen und wird daher zumal in diesem Festjahre manchem Beethovenfreunde willkommen sein.

hovens Exemplar ist in grauen Pappdeckel brochirt und innen, abgesehen von den vielen kräftigen Strichen, auffallend reinlich und ohne alle Zeichen öfteren Gebrauchs.

Dies also wäre der an sich nicht unbedeutende aber doch verschwindend kleine Rest von Beethovens Lecture, der uns bis heute zu Augen gekommen ist. Nun nennt aber zunächst Schindler als noch zuletzt in der „Handbibliothek" befindlich: die Ilias, Goethes Gedichte, W. Meister und Faust, Schillers Dramen und Gedichte, Tiedges Urania, Seumes und Matthissons Gedichte und „einige noch von gleichzeitigen Dichtern", endlich als ein von Beethoven selbst „sehr geschätztes und viel empfohlenes" Buch die „Briefe an Natalie über Gesang von Nina d'Aubigny-Engelbrunner". Sodann hörten wir oben von Klopstock, Z. Werner und Herder, von Plato, Aristoteles, Xenophon und Plutarch. Anderswo verlautet ferner von Euripides, von Horaz, Ovid, Plinius, Quintilian, sowie endlich von Thomson und Ossian.

Wohin ist alles dies gekommen? Nicht eine Spur davon habe ich bis heute auffinden können und es seien daher jetzt zunächst auf diesem öffentlichen Wege die Freunde der Sache um nähere Mittheilung ersucht.

Allein, um diese einleitenden Ausführungen mit einigen praktischen Erwägungen diesem Jahre der Säcularfeier zu schließen, — wäre es nicht überhaupt

endlich an der Zeit, wie bereits anderswo an richtiger Stelle ein Mozartzimmer, ein Schinkelcabinet existirt, jetzt auch sei es an der Stätte seiner Geburt und in seiner zweiten und wahren Heimat ein **Beethoven-Zimmer** einzurichten und dort alles niederzulegen, was für die Erkenntniß des Wesens und Schaffens unseres Meisters irgend Bedeutung hat?

Dahin gehörte zunächst und vor allem der mehrerwähnte Schindlersche Beethoven-Nachlaß, dessen Werth für die biographische wie künstlerische Forschung meine eigenen Mittheilungen daraus bereits zur Genüge dargethan haben und der von Tag zu Tage mehr Gefahr läuft wie so manches andere in aller Welt verzettelt zu werden; dahin was von Portraits und andern Relicten wie z. B. die Aegyptische Inschrift und die Badener Fensterladen, die als Notizbuch benutzt wurden, noch vorhanden ist; dahin vor allem die zahllosen Autographe des Meisters, die, seien es Tagebücher oder Albumblätter und Briefe, Skizzen und Notirbücher oder gar Originalmanuscripte der Werke wie nicht leicht ein Nachlaß von bedeutenden Männern geradezu über die halbe Welt verstreut sind!

Denn hier gilt kein Sonderbesitz. Diese Sachen sind Gemeingut der Nation, ja der Menschheit, und sie müssen der Nachwelt aufbewahrt und der Mitwelt zur eigenen Anschauung gebracht werden, damit in jeder Weise das Andenken dieses großen Sohnes der Nation geehrt

werde. Und leicht wird ja bei den bevorstehenden Festlichkeiten Gelegenheit zu schaffen sein, um hier zu retten was noch zu retten ist. Denn bald genug kann es namentlich für solchen Zweck zu spät sein, weil kaum etwas von derartigen Reliquien in solchem Maße bereits Gegenstand der persönlichen Liebhaberei und dadurch zugleich des Handels geworden ist.

Und weil nun einmal hier auch der äußeren Schwierigkeiten gedacht worden, welche sich einer historischen Feststellung von Beethovens Leben und Schaffen in so besonderem Grade entgegenstellen, so sei zugleich der Grund bezeichnet, warum meine eigenen Bemühungen um diesen großen Gegenstand nicht wie es allerdings beabsichtigt war, bereits in diesem Jahre abgeschlossen vorliegen und kaum noch nach dem eigentlich biographischen Theile im Lauf dieses Jahres beendet werden können: die Schwierigkeit ist es, die sich der Beschaffung des historischen Materials entgegenstellt.

Seit mehr als acht Jahren — man entschuldige, daß ich jetzt hier von mir persönlich rede, allein die Umstände selbst machen es mir zur Pflicht, — seit mehr als acht Jahren ist mit geringen Unterbrechungen, die eben von den die Arbeit begleitenden Umständen hervorgerufen wurden, dieses Werk in Arbeit, das ich als Aufgabe meines Lebens bezeichnen darf. Ganz Deutschland selbst bis kleinste Städte hinein ist wiederholt nachforschend durchreist worden und ich gedenke mit freudig stolzem

Gefühle der hohen Gönner und wahren Freunde der Kunst, die dazu zum Theil die Mittel boten. Auch konnte nicht blos in den beiden Ausgaben der „Briefe Beethovens“ und an mancher anderen Stelle eben in Folge dieser Forschungen manch werthvoller Beitrag zur Kenntniß Beethovens geliefert werden, sondern auch in den bereits veröffentlichten beiden ersten Bänden von „Beethovens Leben“ mag der thatsächliche Beweis liegen, daß es mir mit Erfassung des Kernes dieser Erscheinung Ernst ist und daß auch ihr Sein und Werden mir nicht fremd geblieben ist.

Drei Jahre sind seit dem Erscheinen des zweiten Bandes („Beethovens Mannesalter“ 1793 bis 1814) verflossen, die äußeren Mittel reichten hier zur Beschaffung des Materials so ziemlich aus. Um dann das Gleiche für den nachfolgenden Band („Beethovens letzte Jahre“ 1815 bis 1827), den Abschluß der eigentlichen Lebensbeschreibung zu erzielen, dienten zum Theil mannigfache öffentliche Vorträge weit und breit in lieben deutschen Landen zum Theil manch kleinere Studie oder Sammlung, um wieder Raum für die größere Arbeit zu gewinnen. Auch das vorliegende „Brevier“ verdankt, ich gestehe es offen, zunächst solchen Umständen seine Veröffentlichung.

Allein man urtheile: von Neapel und Florenz bis nach London und Edinburg, von Petersburg bis Paris wie von Pest bis Amsterdam, weiter entfernter Orte

ganz zu schweigen, liegt dasjenige Material der biographischen Darstellung verstreut, von dem die eigene Arbeit mir Kenntniß gegeben hat. Und selbst von diesen weit versprengten Stücken abgesehen, wenn zunächst nur dasjenige wirklich erschöpft werden soll, was an Handschriften Beethovens in Privathänden oder öffentlichen Sammlungen in Deutschland, vorab in Wien und Berlin existirt, so erfordert diese Durchforschung, die bei Beethovens schwer zu entziffernder Schrift zumal in musikalischen Skizzen durchaus nur durch Autopsie geschehen kann und obendrein bei aller Sorgfalt nicht entfernt mit einmaligem Anschauen beendet ist, — solche Arbeit erfordert an materiellem Aufwand weit mehr als worüber ein einzelner Privatmann und gar ein deutscher Gelehrter zu verfügen hat.

Darum geschehe jetzt hier in einem Momente, wo die hundertjährige Feier von Beethovens Geburt sein großes Antlitz vor den Blick von Jedermann hebt, an alle Freunde des Meisters, ja an die Nation und die berufenen Vertreter ihrer geistigen Interessen die öffentliche Bitte, falls überhaupt die bisherigen Producte meiner Bestrebungen nach dieser Seite hin und namentlich die beiden bisher veröffentlichten Stücke von Beethovens Leben das Vertrauen erweckt haben, daß hier ein factischer Beruf waltet und in der That der „würdige Biograph Beethovens" vorhanden ist, — falls ferner die obengegebene Darstellung der geistigen Entwicklung Beethovens

davon zu überzeugen vermag, wie viel und wie Wesentliches noch über Beethovens Wesen und Werden zu ergründen und zu sagen ist, und daß sogar dieses letzte Stadium seines Lebens und Schaffens von einer ganz besonderen Bedeutung für unsere allgemeine Entwicklung ist, — es geschehe hier öffentlich die Bitte, nun auch selbst dazu mitzuhelfen, daß die Hindernisse, welche sich einer wirklich entsprechenden Beendigung dieses Werkes, das bis zum Abschluß auch des 4. Bandes („Beethovens Werke") noch manches Jahr der Forschung und des Studiums erfordert, für mich persönlich unüberwindlich entgegengestemmt haben, aus dem Wege geräumt und freier Raum zur möglichsten Vollendung des Werkes geschaffen werde.

Mit dieser Bitte, wohl der ersten, die in solcher Weise an die Nation gestellt wird, der ersten aber auch, wo sowohl die Bedeutung der Sache wie die besonderen Schwierigkeiten, welche sich um dieselbe gelagert haben, eine solche von selbst mit sich bringen, übergebe ich zum Säcularfeste den Feiernden diese neue Gabe und hoffe, daß dieselbe nach ihrem Inhalt sowohl meine obige Vorstellung rechtfertigen wie zu deren wirklichen Erfüllung anregen wird.

München, den 18. Mai 1870.

Ludwig Nohl.

I.

Aus Shakspeare.

1.

Othello 1. Act 2. Scene:

Othello. — Aber ich werde es schon bekannt machen, wenn ich sehe, daß Selbstlob ein Bedürfniß neuer Ehre ist.

2.

Ebenda 1. Act 3. Scene:

Herzog. Behaupten ist nicht beweisen.

Erster Senator. — Oder geschah es durch Bitten und durch unerlaubte Anträge, die Ein Herz dem andern macht?

Brabantio: Ich wollte lieber ein Kind annehmen als zeugen. (???!)*

Herzog. Ein Unglück bejammern, das nun einmal geschehen ist, das ist der nächste Weg ein neues Unglück zu veranlassen. Wenn man der Härte des Schicksals

* Beethoven hatte im Jahre 1815 seines verstorbenen Bruders Sohn an Kindesstatt zu sich genommen, und man weiß, was für Noth und Kummer der unglückselige Leichtsinn dieses „Neffen" ihm bereitete, ja wie derselbe geradezu Mitschuld an seinem früheren Tode ward. Gar manches dieser Citate bezieht sich auf dieses Verhältniß.

nicht ausweichen kann, so vermag doch die Geduld aus seiner Kränkung einen Spott zu machen.

Brabantio. Und ich habe noch nie gehört, daß das verwundete Herz durch das Ohr geheilt worden ist.

Herzog. Allein das Vorurtheil, — ein allgemeiner Beherrscher der Welt! —*

3.

Ebenda 2. Act 1. Scene:

Othello. — So mag das nothleidende Schiff Berge von Seen, hoch wie der Olympos hinaufsteigen und dann wieder so tief niedertauchen wie die Erde unter dem Himmel ist!

4.

Ebenda 4. Act. Schluß:

Desdemona. Der Himmel gebe mir Gnade, nicht Böses vom Bösen zu lernen, sondern durch das Böse besser zu werden.

* Sehr viel hatte Beethoven seit der Adoption des Neffen besonders auch dadurch auszustehen, daß er aus nur zu berechtigten Gründen stets dessen leichtfertige Mutter von dem Knaben fernzuhalten suchte, was ihm natürlich alle übrigen Mütter sehr verübelten. Ja sogar das ganze schöne Geschlecht Wiens damals ward dadurch für eine Weile gegen den sonst so hoch verehrten Meister eingenommen.

5.

Ebenda 5. Act 2. Scene:

Othello. Das Licht ausgelöscht!*

6.

Romeo und Julie 2. Act 2. Scene:

Romeo. Was die Liebe thun kann, dazu hat sie auch den Muth. (Doppelt angestrichen und ein Ohr!)

7.

Ebenda 2. Act 5. Scene:

Julie. Die Boten der Liebe sollten Gedanken sein, die zehnmal schneller fortschlüpfen als Sonnenstrahlen, wenn sie über dämmernde Hügel die Schatten der Nacht zurückscheuchen.

8.

Ebenda 6. Scene:

Lorenzo. Dergleichen gewaltsame Freuden nehmen gemeiniglich ein gewaltsames Ende und sterben mitten in ihrem Triumph, wie Feuer und Pulver, so-

* Stark unterstrichen! — Wie alle schaffenskräftigen Naturen war auch Beethoven zeitlebens viel mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt, an dessen Gränze ihn auch in seinem physischen Empfinden die so häufige übermäßige Geistesanstrengung oft nahe heranführte. Man lese unter Anderm nur die Zettel an Frau Streicher in den „Neuen Briefen Beethovens" (Cotta, Stuttgart 1867) Nr. 207 ff.

bald sie sich küssen, verzehrt werden. Des süßesten Honigs wird man eben seiner Süße wegen überdrüssig, und der Geschmack daran verliert sich mitten im Genuß. Liebe also mit Mäßigkeit, damit du lange lieben mögest!

9.

Viel Lärm um Nichts 1. Act 7. Scene:

Conrad. — Sie sollen die Vernunft anhören.

Don Juan. Wenn ich sie nun angehört habe, was wird mir das für Vortheil bringen? —

10.

Ende gut alles gut 1. Act 1. Scene:

Die Gräfin. Ich mache mir von ihr alle die guten Hoffnungen, welche ihre bisherige Erziehung verspricht. Ein gutes Naturell ist ihr angeerbt und dadurch werden schöne Gaben noch schöner. Wenn ein derartiges Gemüth noch so große Vollkommenheiten durch die Erziehung erlangt hat, so kann man es doch nie loben, ohne es zu bedauern, seine Tugenden werden zugleich seine Verräther. In ihr hingegen sind sie desto schöner je ungekünstelter sie sind, sie besitzt die Redlichkeit schon von Natur und macht sie in der Güte des Herzens immer vollkommener. *

* Mit der Erziehung des geistig reichbegabten Neffen hatte der Meister genug zu thun und machte sich daher allerhand Gedanken über dieses schwierige Kapitel, ohne natürlich bei seinem völlig andere Ziele erstrebenden Lebenswege jemals recht damit fertig zu werden.

11.

Ebenda:

Gräfin. Sei deinem Feinde mehr an Macht als am Gebrauch derselben gewachsen.

12.

Kaufmann von Venedig 1. Act 1. Scene.

Graziano. Sie bekümmern sich zuviel um die Welt, man verliert sie, wenn man sie mit allzuviel Sorgen erkauft.

13.

Ebenda:

Graziano. Der Inhalt seiner Gespräche ist wie zwei Weizenkörner in zwei Büschel Spreu versteckt, man kann den ganzen Tag suchen, ehe man sie findet, und wenn man sie endlich gefunden hat, so waren sie des Suchens nicht werth. *

14.

Ebenda 2. Scene:

Nerissa. Ueberfluß kommt schneller zu grauen Haaren, aber Genügsamkeit lebt länger.

* Ueber die Redseligkeit seiner „phäakischen" zweiten Heimat machte er zeitlebens viel scherzhafte Randglossen, und „Papageno" mußte sich mancher seiner Wiener Freunde schelten lassen. Es möchte aber seinem hohen Ernst gegenüber wohl anderswo nicht viel anders gewesen sein.

15.

Ebenda:

Portia. Das Gehirn kann wohl Gesetze für das Blut aussinnen, aber ein warmes Blut springt über ein kaltes Verbot hinweg.

16.

Ebenda letzte Scene:

Bassiano. Ich mag keine schönen Worte und ein schelmisches Herz.

17.

Ebenda 2. Act 4. Scene:

Jessika. Doch ob ich gleich dem Blute nach seine Tochter bin, so bin ich's doch nicht der Aufführung nach.*

18.

Ebenda 7. Scene:

Jessika. Die Liebe ist blind und verblendet die Augen der Liebenden gegen die seltsamen Thorheiten, die sie begehen. Denn könnten sie sehen, so würde Cupido selbst darüber erröthen, mich so in einen Knaben verwandelt zu sehen.**

* Abermals der „Neffe"!

** Als echt menschliche lebenserfüllte Künstlernatur hatte auch er im Laufe der Jahre sich manch schöner Herzensthorheit zu rühmen, und seine Lebensbeschreibung zeigt uns sogar den mehr als vierzigjährigen Meister noch durch blinde Liebe in einen scherzenden Knaben verwandelt. Doch war dies sehr vorübergehend.

19.

Ebenda 10. Scene:

Prinz. O daß Landgüter, Ehrenstellen und Aemter nicht so niedrig erhalten würden, daß reine Ehre allemal durch Verdienst dessen gekauft würde, der sie trägt! Wie viele würden dann sich bedecken, die itzt mit entblößtem Haupte stehen! Wie viele würden dann beherrscht werden, die itzt Andere beherrschen! Wie manche niedrige Bauerschaft würde dann von der Aernte der wahren Ehre nachgelesen werden! Wie manche Ehre aus dem Stroh und Moder der Zeit aufgerüttelt, um von Neuem geschwungen und gereinigt zu werden!

20.

Ebenda 3. Act 2. Scene:

Bassiano.

Du der nicht nach dem Schein gewählt,
Dir wird das Beste zugezählt;
Und wie Dir's Witz und Glück beschieden,
So bleib auch stets damit zufrieden.
Stimmt Dein Geschick mit Deinem Sinn,
So schau nach Deiner Schönen hin,
Und wirb' um sie zum frohen Gruß
Durch einen liebevollen Kuß!

21.

Ebenda 4. Scene:

Solarino. Das ist der unerbittlichste Hund, der jemals unter den Menschen herumgelaufen ist.

Antonio. Laß ihn gehen, ich will ihm nicht mehr mit unnützen Bitten folgen, er steht mir nach dem Leben. Seine Ursachen kenne ich wohl. Ich habe manchen ehrlichen Leuten, die sich ihm verbürget hatten, von ihm losgeholfen, wenn sie sich in Zeiten an mich wandten. Das ist der Grund seines Hasses.*

22.

Ebenda 4. Act 1. Scene:

Bassiano. Eine jede kleine Beleidigung muß auch nicht gleich Haß hervorbringen. —

Antonio. Die schwächsten Früchte fallen am leichtesten zur Erde.

23.

Ebenda 2. Scene:

Graziano. Da möchte ich der Meinung des Py=

* Seine häufigen pecuniären Bedrängnisse, Folge der selbstvergessenen festen Richtung auf die Ziele seines Schaffens, zumal wenn er große Werke im Sinn hatte, führte ihn oft auch in die Hände von Wucherern oder kalt berechnenden Naturen. So liest man im Tagebuche von 1814: „Von heute an nie in das Haus — — oh Schande über dich von einem Solchen — Etwas zu verlangen!" — Er hatte einen italienischen Arzt um ein Darlehn gebeten.

thagoras beitreten, daß thierische Seelen in die menschlichen Leiber wandern. *

24.

Ebenda:

Herzog. Denn noch nie hab' ich einen so jungen Körper mit einem so alten erfahrenen Kopfe gesehen.

25.

Ebenda:

Portia. Die Natur der Barmherzigkeit leidet keinen äußerlichen Zwang, sondern sie träufelt gleich einem milden himmlischen Regen freiwillig herab. Sie ist zwiefach wohlthätig: sie beseligt den, welcher gibt und den, welcher empfängt.

26.

Ebenda:

Antonio. Denn in diesem Stücke zeigt sich das böse Glück gütiger gegen mich als es sonst zu thun pflegt. Es ist sonst immer gewohnt, den Unglücklichen, der seinen Wohlstand überlebt hat, mit hohlen Augen und runzliger Stirne ein dürftiges Alter sehen zu lassen.

* Man denke an die mannigfachen Aeußerungen über seine Dienstboten in den Briefen an Frau Streicher und Zmeskall an die „elephantenartige Peppi" u. s. w.

72.

Ebenda 5. Act 1. Scene:*

Jessika. Ich bin niemals munter, wenn ich Musik höre.

Lorenzo. Das kommt daher, weil unsere Geister durch die Aufmerksamkeit gebunden sind. Betrachte nur einmal eine wilde und muthwillige Heerde oder eine Schaar von jungen, noch ungebändigten Füllen, die mit unsinnigen Sprüngen im Felde sich herumtummeln und brüllen und wiehern, wie es die Hitze ihres feurigen Blutes mit sich bringt; aber wenn sie von ungefähr den Schall einer Trompete hören oder sonst ein

* Es kann nicht Wunder nehmen, daß auch Beethoven die nachstehende berühmte Stelle des die Musik so sehr liebenden Dichters sich angestrichen hat, und diesmal ist es sogar besonders lebhaft geschehen. Allein man würde sehr irren, wenn man annähme, daß ihm in der doch eigentlich nur pathologischen Wirkung, wie sie hier geschildert ist, die Bedeutung und Wirkung seiner Kunst erschöpft geschienen sei, — ihm, der selbst aussprach: „Musik sei höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie," und dem auch Schindler offenbar nur nachsprach, wenn er in einer Conversation mit ihm auf dem letzten Krankenlager bei Besprechung des Andantes des großen Trios in B-Dur sagte: „Worte vermögen hier nichts, sie sind schlechte Diener des göttlichen Wortes, das die Musik ausspricht." Es mochte jedoch immerhin seinem eigenen Wesen und Streben zur besonderen Genugthuung gereichen, von dem größten Dichter der modernen Welt wenigstens die Wirkung seiner Künste auf alles Fühlende in so lebhafter Weise anerkannt und ausgesprochen zu sehen.

Getöne von Musik ihre Ohren trifft, so wirst Du sehen, wie sie alle plötzlich stehen bleiben und lauschen, und wie durch die sanfte Gewalt der Musik ihre wilden Augen zu einem sittsamen, staunenden Blicke genöthigt werden. Daher dichtete der Poet, daß Orpheus Bäume, Felsen, Ströme nach sich gezogen habe. Denn es ist Nichts so klotzig, so hart und ungestüm, daß die Musik nicht auf eine Zeit lang seine Natur verändern sollte. Der Mann, der keine Musik in sich hat, der nicht von der Eintracht lieblicher Töne gerührt wird, ist zu Verrätherei, Tücken und Räubereien aufgelegt; die Bewegungen seines Gemüths sind träge wie die Nacht und seine Triebe schwarz wie der Erebus. Man traue keinem solchen Manne! —

28.

Ebenda (lebhaft unterstrichen):

Portia. Wie weit diese kleine Kerze ihre Strahlen wirft. — So scheint eine gute That in einer schlimmen Welt!

29.

Ebenda:

Portia. Soviel kömmt es bei den meisten Sachen, wenn sie in ihrer wahren Vollkommenheit sein sollen, auf die rechte Zeit an! —

30.

Das Wintermärchen 1. Act 1. Scene:

Hermiona. Eine gute That, die unerwähnt

stirbt, mordet tausend andere, die von ihr abhängen. Unser Lob ist unser Sold! —

31.

Ebenda 3. Act 2. Scene:

Leontes. Ich habe noch nie gehört, daß es einer, welche Muth genug hat, so grobe Verbrechen zu wagen, an Verwegenheit gefehlt hätte, sie mit eben der Unverschämtheit von sich abzuleugnen, womit sie dieselben begangen hat. *

* Diese Stelle, die obendrein ein Ohr hat, erinnert lebhaft an die mancherlei bösen Kämpfe mit der verworfenen Mutter des Neffen, die ihren eigenen Sohn zu üblen Dingen verführte und namentlich ihn stets gegen seinen Oheim und Wohlthäter aufreizte, nachher aber flugs bei der Hand war, alles „von sich abzuleugnen".

II.

Aus Homer.

1.

Aus der Widmung der Odyssee von J. H. Voß an Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.*

Auf! und heilige dich, daß du, ihr würdiger Herold,
Einen der Kränze', besprengt mit erfrischendem Nektar, heraufbringst.
Fleuch der Ehre vergoldeten Saal, des schlauen Gewinnstes
Lärmenden Markt, und die Gärten der Ueppigkeit, wo sie in bunter
Muschelgrotte ruht und an der geschnittenen Laubwand.
Suche den einsamen Nachtigallhain, den rosenumblühten
Murmelnden Bach und den See, mit Abendröthe bepurpert,
Und im reifenden Korne den haselbeschatteten Rasen;
Oder den glatten Kristall des Winterstroms, die Gebüsche,
Blühend von duftigem Reif, und in hellfrierenden Nächten

* Man kennt des Meisters innige Vorliebe für Wald und Feld und Flur. Seine schönsten Werke verdanken solchem Umherschweifen ihre Entstehung und ihre seelenbefreiende Frische. Wir werden auch weiter unten noch oft genug von diesen Eindrücken hören.

Funkelnde Schneegefilde, von Mond und Sternen erleuchtet;
Siehe da wird mein Geist dich umschweben mit lispelnder Ahndung,
Dich die stille Pracht der Natur und ihre Geseze
Lehren und meiner Sprache Geheimnisse: daß in der Felskluft
Freundlich erscheinend dir die Jungfrau reiche den Nektar.

2.

Meine Mutter die sagt es, er sei mein Vater; ich selber
Weiß es nicht: denn von selbst weiß niemand wer ihn gezeuget.*

3.

Fämios, du weißt ja noch sonst viel reizende Lieder,
Thaten der Menschen und Götter, die unter den Sängern berühmt sind. (I. 337 f.)

4.

Nicht die Sänger sind deß zu beschuldigen, sondern allein Zeus,
Welcher die Meister der Kunst nach seinem Gefallen begeistert. (I. 348 f.)

* Odyssee I 215 f. Eine Notiz im Conversationslexikon hatte Beethoven sogar zu einem Sohne des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen gemacht. Man vergleiche „Briefe Beethovens" (Stuttgart 1865) Nr. 382.

5.

Denn der neuste Gesang erhält vor allen Gesängen
Immer das lauteste Lob der aufmerksamen Versamm-
lung.*

6.

Wenige Kinder nur sind gleich den Vätern an Tugend,
Schlechter als sie die meisten und nur sehr wenige
besser! (II 277 f.)

7.

Wie er keinem sein Recht durch Thaten oder durch Worte
Jemals gekränkt! Da sonst der mächtigen Könige
Brauch ist,
Daß sie einige Menschen verfolgen und andre hervor-
ziehn.**

8.

Und die rosige Frühe entstieg des edlen Tithonos
Lager und brachte das Licht den Göttern und sterblichen
Menschen.***

* I 351 f. Man denke vor allem an Rossini, der von 1815 an Wien wie alle Welt in Rausch und Ekstase versetzte.

** IV 690 ff. Dreifach angestrichen! — Man kennt Beethovens Verhältniß zum damaligen österreichischen Kaiserhofe.

*** V 1 f. Seine besondere Neigung war es, schon vor Sonnenaufgang in die freie Natur hinaus zu wandern. Weiter unten werden noch manch hierauf bezügliche Notate folgen. Die obige Stelle steht sogar im Tagebuch vom Mai 1816 ausgeschrie-

9.

— — Mein Herz im Busen ist längst zum Leiden gehärtet!
Denn ich habe schon vieles erlebt, schon vieles erduldet.
(V 222 f.)

10.

Auf die Pleiaden gerichtet und auf Bootäs.*

11.

Heilig sind ja, auch selbst unsterblichen Göttern, die Menschen,
Welche von Leiden gedrängt um Hülfe flehen.**

ben, und zwar mit der Ueberschrift: „Canon aus der Odissee 5ter Gesang.“ Er hat sie also componiren wollen.

* V 272. Welches über die Geheimnisse der Welt sinnenden Künstlers Auge hinge nicht mit besonderer Andacht am funkelnden Nachthimmel und am ruhigen Wandel der Sterne! C. Czerny hörte von ihm selbst, daß das Adagio des Quartetts Op. 59 II entstanden sei, als er einmal nachts lange den gestirnten Himmel betrachtete und an die Harmonie der Sphären dachte. Man kann ihn sich jedoch hier auch von der Vorstellung des auf ein unverrückbares Ziel gerichteten festen männlichen Willens erfüllt denken, sowie der Schiffer die Sterne im Auge hat.

** V 447 f. Das Blatt hat obendrein ein Ohr. Man wird hier unwillkürlich an die wahren Seelenschmerzen erinnert, die dem Meister der bekannte Selbstmordversuch des Neffen um so mehr verursachen mußte, als er ja denselben zum Theil als Folge mangelhafter Erziehung sich selbst zuschreiben zu müssen wähnte. Das Nähere darüber ist in meiner Darstellung von Beethovens Tod im „Musikalischen Skizzenbuche“ (München 1866) zu finden.

12.

Mögen die Götter dir schenken, soviel dein Herz nur begehret,
Einen Mann und ein Haus, und euch mit seliger Eintracht
Segnen! Denn nichts ist besser und wünschenswerther auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden; und mehr noch genießen sie selber.*

13.

Aber der Gott des Olympos ertheilet selber den Menschen,
Vornehm oder geringe, nach seinem Gefallen ihr Schicksal. (VI 188 f.)

14.

— — — Denn sehr geliebt von den Göttern,
Wohnen wir abgesondert im wogenrauschenden Meere,
An dem Ende der Welt und haben mit Keinem Gemeinschaft (VI 203 ff.).

* VI 181 ff. Bekanntlich war Beethoven nie verheirathet. Er sehnte sich aber zeitlebens nach einem eigenen Familienstande, von dem er dann freilich durch die Adoption des Neffen nur das Hemmende und Störende zu kosten bekam.

15.

— — — Dem Kühnen gelinget
Jedes Beginnen am beßten (VII 51 f.).

16.

— — — Ich gleiche sterblichen Menschen.
Kennt ihr einen, der euch der unglückseligste aller
Sterblichen scheint; ich bin ihm gleich zu achten an
Elend! (VII 210 ff.)

17.

Jetzo kam auch der Herold und führte den lieblichen
Sänger,
Diesen Vertrauten der Muse, dem Gutes und Böses
verliehn ward;
Denn sie nahm ihm die Augen und gab ihm süße
Gesänge. (VIII 62 ff.)

18.

— — — Denn ich saß nicht eben mit Zehrung
Reichlich versorgt im Schiff; drum schwand die Stärke
den Gliedern.*

19.

Also ertappt Häfaistos, der Langsame, jetzo den Aräs,

* VIII 232 ff. Hier mag ihm in sarkastisch humoristischer Weise eingefallen sein, wie er selbst einmal im Jahre 1820 vier Tage lang in Lerchenfeld bei Wien zu Mittag gegessen und mit schmalster Kost vorlieb nehmen mußte. Man lese auch Briefe Beethovens No. 284 Anm.

Welcher am hurtigsten ist von den Göttern des hohen Olympos,
Er, der Lahme, durch Kunst. Nun büßt ihm der Ehebrecher!*

20.

— — — — Und fiel ein kränkendes Wort hier
Unter uns vor, so mögen es schnell die Stürme verwehen!**

21.

Alle sterblichen Menschen der Erde nehmen die Sänger
Billig mit Achtung auf und Ehrfurcht; selber die Muse
Lehrt sie den hohen Gesang und waltet über die Sänger.***

22.

Dieses sang der berühmte Dämodokos. Aber Odysseus
Schmolz in Wehmuth, Thränen benetzten ihm Wimper und Wangen.

* VIII 330 ff. Wem fallen dabei nicht die traurigen Verhältnisse seines „Pseudobruders" Johann und seiner Frau ein! Vgl. Neue Briefe Beethovens No. 265 ff.

** VIII 408 f. Doppelt angestrichen. Ein Grundzug von Beethovens Charakter war Versöhnlichkeit. Man vergleiche unter andern die Briefe an den Bruder Johann und an F. Ries.

*** VIII 479 ff. Diese Verse stehen auch auf der Rückseite des Titelblattes von Beethovens „Meeresstille und glückliche Fahrt", und zwar gerichtet „an den Verfasser der Gedichte, den unsterblichen Goethe."

Also weinet ein Weib und stürzt auf den lieben Gemahl hin,
Der vor seiner Stadt und vor seinem Volke dahinsank,
Streitend, den grausamen Tag von der Stadt und den Kindern zu fernen;
Jene sieht ihn jetzt mit dem Tode ringend und zuckend,
Schlingt sich um ihn und heult laut auf. (VIII 521 ff.)

23.

Oder etwa ein tapferer Freund von gefälligem Herzen?
Denn fürwahr nicht geringer, als selbst ein leiblicher Bruder,
Ist ein treuer Freund, verständig und edler Gesinnung.*

24.

Und nun saß er und melkte die Schaf' und meckernde Ziegen.**

25.

Lebe beständig wohl, o Königin, bis Dich das Alter
Sanft beschleicht und der Tod, die allen Menschen bevorstehn! (XIII 59 f.)

* VIII 583 ff. Bei dem letzten Vers steht ein kräftiges „Ja" von Beethovens Hand.

** IX 341. Schwer zu errathen, was ihm bei dieser Annotirung Bukolisches oder auch Menschliches vorgeschwebt haben mag! Doch durfte sie hier der Vollständigkeit wegen nicht fehlen.

26.

Alle gewaltsame That mißfällt ja den seligen Göttern;
Tugend ehren sie nur und Gerechtigkeit unter den
Menschen. (XIV 83 f.)

27.

Denn der ist mir verhaßt, wie die Pforten der untersten
Tiefe,
Welcher, von Mangel verführt, mit leeren Erdichtungen
schmeichelt! *

28.

— — An Geist und Bildung ein Wunder! **

29.

Dennoch glaub' ich, du wirst noch aus der Stoppel die
Aehre
Kennen. — — — ***

* XIV 165. Eine der übelsten Eigenschaften des Neffen war die Lügenhaftigkeit, womit er auf alle erdenkbare Art dem Oheim Geld abzuschwindeln suchte, um dann seinen sinnlichen Gelüsten und eitlen Neigungen folgen zu können. Meistens waren es Erforderniße für die Schule, Bücher u. dgl., was er zum Vorwand seiner Erpressungen nahm.

** XIV 177. Es ist von Telemach die Rede: „Und ich hofft' ihn dereinst nicht schlechter unter den Männern als den Vater zu finden, an Geist und Bildung ein Wunder.“ Ein solches ward aber trotz seines wahrhaft erhabenen Vorbildes dieser „Sohn“ Beethovens bekanntlich nicht.

*** XVI 214 f. Auch hier drängt sich offenbar wieder das Bild des ungerathenen Neffen vor seine Vorstellung.

30.

Aber ich liebte, was Gott in meine Seele geleget;
Denn dem Einen gefällt dies Werk, dem Anderen jenes.
(XIV 227 f.)

31.

— — Gott giebt uns dieses, und jenes versagt er,
Wie es seinem Herzen gefällt; denn er herrschet mit
Allmacht. (XIV 444 f.)

32.

Höre mich jetzt, Eumaios, und hört, ihr übrigen Hirten!
Rühmend red' ich ein Wort, vom bethörenden Weine
besieget,
Welcher den Weisesten oft anreizt zum lauten Gesange,
Ihn zum herzlichsten Lachen und Gaukeltanze verleitet,
Und manch' Wort ihm entlockt, das besser wäre ver-
schwiegen. *

33.

— — Auch vieles Schlafen ist schädlich.**

* XIV 462 ff. Es ist bekannt, welche Künstlerneigung auch Beethoven zum herzerfrischenden Wein hatte. Man erinnere sich unter Anderem des Billets an den Componisten Friedrich Kuhlau, worin er mit den Worten: „Ich muß gestehen, daß auch mir der Champagner gar sehr zu Kopfe gestiegen." diesem einen neuen Canon sendet; denn „kaum zu Hause, so fällt mir ein, was ich gestern für eine Schweinerei mag niedergeschrieben haben". Doch ward diese Neigung niemals Herr über ihn.

** XV 393. Vgl. oben Nr. 8 Anm. Im Tagebuch von 1815 steht: „Immer von halb 6 bis zum Frühstück studirt!"

34.

— — Denn auch der Trübsal denket man gerne,
Wenn man so Vieles erduldet. (XV 399 f.)

35.

Einer von ihnen pflog, da sie wusch, beim schwärzlichen Schiffe
Heimlicher Liebe mit ihr; die das Herz der biegsamen Weiber
Ganz in die Irre führt, wenn eine die Tugend auch ehret. *

36.

Denn nicht Allen sichtbar erscheinen die seligen Götter.
Nur die Hunde sahn sie, und bellten nicht, sondern ent=entflohen
Winselnd und zitternd vor ihr nach der andern Seite des Hofes. **

37.

Also sprach er und küßte den Sohn; und über die Wange
Stürzten die Thränen zur Erde, die lange verhaltenen Thränen. (XVI 190 f.)

38.

— — Da umarmte der Jüngling

* XV 419 f. Man gedenke der „Königin der Nacht," wie Beethoven des Neffen Mutter nannte.

** XVI 161 ff. Doppelt angestrichen.

Seinen herrlichen Vater mit Inbrunst, bitterlich weinend
Und in Beiden erhob sich ein süßes Verlangen zu trauern.*

39.

Vater, ich habe viel von dem großen Ruhme gehöret
Deines Muthes im Kampf, und deiner Weisheit im Rathe. (XVI 241 f.)

40.

Wahrlich, mächtige Helfer sind jene, welche du nennest!
Denn sie sitzen hoch in den Wolken und herrschen mit Allmacht
Ueber die Menschen auf Erden und alle unsterblichen Götter. **

41.

Zeus' allwaltender Rath nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verlieret.***

42.

Edel, Antinoos, bist du; allein du redest nicht schicklich.

* XVI 214 ff. Wie manche solcher gerührten Scenen mag mit dem Neffen gespielt haben, der ja nicht ein schlechtes, aber wohl ein sehr, sehr schwaches Herz hatte!

** XVI 263 f. Uebrigens sind hier nur die beiden letzten Verse wirklich angestrichen, wie bei Nr. 39 nur der Vers 242.

*** XVII 322 f. Von Schindler (Biogr. I 41) als „von Beethoven ausgezogen" mitgetheilt. Im Exemplar selbst ist es nicht angestrichen. Beethovens starker Unabhängigkeitssinn ist bekannt.

Denn wer gehet wohl aus und ladet selber den Fremdling,
Wo er nicht etwa im Volke durch nützliche Künste berühmt ist,
Als den erleuchteten Seher, den Arzt, den Meister des Baues,
Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
Diese laden die Menschen in allen Landen der Erde.
(XVII 381 f.)

43.

Nicht der mindeste Schmerz, noch Kummer beuget die Seele
Eines Mannes, der streitend für seine Güter vom Feinde
Wunden empfängt, für die Heerden der Rinder und wollichten Schafe. (XVII 470 ff.)

44.

Und doch hat er mir nicht sein Leiden alles erzählet.
So aufmerksam ein Mann den gottbegeisterten Sänger
Anschaut, welcher die Menschen mit reizenden Liedern erfreuet;
Voller Begierde horcht die Versammlung seinem Gesange:
Eben so rührt' er mein Herz, da er bei mir saß in der Hütte. (XVII 517 ff.)

45.

Siehe kein Wesen ist so eitel und unbeständig,

Als der Mensch, von allem, was lebt und webet auf
Erden.
Denn so lange die Götter ihm Heil und blühende Jugend
Schenken, trotzt er und wähnt, ihn treffe nimmer ein
Unglück.
Aber züchtigen ihn die seligen Götter mit Trübsal,
Dann erträgt er sein Leiden mit Ungeduld und Verzweiflung.
Denn wie die Tage sich ändern, die Gott vom Himmel
uns sendet,
Aendert sich auch das Herz der erdbewohnenden Menschen.

— — — — — — — — — —

Drum erhebe sich nimmer ein Mann und frevele nimmer;
Sondern genieße, was ihm die Götter bescheeren, in
Demuth! (XVIII 129 ff.)

46.

Ach ein sanfter Schlaf umhüllte mich Herzlichbetrübte!
Einen so sanften Tod bescheere die göttliche Jungfrau
Artemis mir, jetzt gleich! Damit ich Arme nicht länger
Mich abhärme, vor Gram um meines trauten Gemahles
Edles Verdienst; denn er war der Herrlichste aller Achaier!
(XVIII 200 ff.)

47.

Da verriethen mich Mägde, die Hündinnen sonder Empfindung! *

* XIX 154. Vergl. oben Shakspeare Nr. 23 und Neue Briefe Beethovens Nr. 155 ff.

48.

— Es sind ja den Menschen nur wenige Tage beschieden.
Wer nun grausam denkt und grausame Handlungen ausübt,
Diesem wünschen Alle, so lang' er lebet nur Unglück,
Und noch selbst im Tode wird sein Gedächtniß verabscheut.
Aber wer edel denkt und edle Handlungen ausübt,
Dessen würdigen Ruhm verbreiten die Fremdlinge weithin
Unter die Menschen auf Erden, und jeder segnet den Guten. *

49.

Denn im Unglück altern die armen Sterblichen frühe. (XIX 360 f.)

50.

Ueber erschlagene Menschen zu jauchzen ist grausam und Sünde! (XVII 412.)

51.

Denn Pflicht ist des Guten Vergeltung. (XXIV 285.)

52.

Welch' ein Tag ist mir dieser! Ihr Götter, wie bin ich so glücklich!

* XIX 328 ff. Steht auch ausgeschrieben in Beethovens Tagebuche von 1818.

Sohn und Enkel streiten den edlen Streit um die Tugend!
(XXIV 513 f.)

53.*

— — — Nun aber erhascht mich das Schicksal,
Daß nicht arbeitlos in den Staub ich sinke noch ruhmlos,
Nein erst Großes vollende, von dem auch Künftige hören.

54.*

Denn ausduldenden Muth verlieh dem Menschen das Schicksal!

* Ilias XXII 303. Ausgeschrieben im Tagebuche von 1815 und obendrein mit den Zeichen des Versmaaßes versehen, als gälte es eine Composition dieses Spruches in jener Zeit der erhabensten Ruhmeserfolge bei Gelegenheit der Wiener Congreßfeierlichkeiten. Vgl. Beeth. Leben II 453.

** Ausgeschrieben im Tagebuche von 1814. Eine letzte Stelle aus Homer wird uns weiter unten in besonderem Zusammenhang bezogen.

III.

Aus Sturm's Betrachtungen
über
die Werke Gottes im Reiche der Natur
und der Vorsehung.

III

Aus Sturm's Betrachtungen

der Werke Gottes im Reiche der Natur

und der Vorsehung.

I. Aus dem ersten Bande.

Das Buch gibt seine Betrachtungen „auf alle Tage des Jahres". Beim „1sten Jänner Neujahrsbetrachtung" steht von Beethovens Hand „Montag", beim 2ten Januar „Unerkannte Wohlthaten Gottes im Winter" „Dienstag". Auch sei sogleich hier bemerkt, daß im „Verzeichniß der Betrachtungen" vorn von Beethoven ein + gemacht steht beim 13. Juni Der Magnet, 25. Das elektrische Feuer, 26. Entstehungsart des Gewitters, 28. Sonnen- und Mondfinsternisse. Bei einem Manne, der so viel in der freien Natur lebte, mußte sich auch oft genug die Frage nach dem Warum der physikalischen Erscheinungen regen, deren Beantwortung freilich meist auf jene naive Art des vorigen Jahrhunderts geschieht, die von rationeller Erkenntniß in solchen Dingen noch weit genug entfernt war und namentlich alles teleologisch auszulegen liebte. Beethoven war obendrein wie er selbst sagt in Bonn „bei den Jesuiten erzogen" worden, und so begreift man, daß ihm gar manches dieser Erklärungen, das uns heute etwas gar kindlich vorkommt, sogar imponiren oder doch sehr erwünscht kommen mußte. Wir beschränken uns hier natürlich auf das Ethische und Religiöse dieser Betrachtungen.

I. Der 1. Januar: **Neujahrsbetrachtung.**

Gott wird mir gewiß Freunde zuführen, in deren Liebe ich Glück und Freude finden kann. Drohen meinem Leben Nachstellungen und Gefahren, die alle meine Vorsicht zu vereiteln scheinen, auch dies soll mich nicht schrecken. Ich vertraue dem Herrn, der mich damals in seinen Schutz nahm, als meine Kindheit mich tausendfachem Elend aussetzte.*

II. Der 3. Januar:
Tägliche Proben der Vorsehung Gottes.

Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast.

III. Der 6. Januar:
Fürsorge Gottes für die Thiere im Winter.**

Endlich, o Christ, ermuntre Dich durch diese Betrachtung, die göttliche Vorsehung und Güte dadurch nach Deiner Fähigkeit nachzuahmen, daß Du auch Deine Sorgfalt zum Unterhalt und zum Wohl Deiner Mitgeschöpfe beitragest.

* Daneben steht von Beethovens Hand: „Ach, ich aber habe zu ....", das letzte Wort ist unleserlich. Man kennt die traurige Kindheit, die Beethoven in seiner Vaterstadt Bonn verlebt hat.

** Daneben steht „Samstag." Zum 4ten „Vielfacher Nutzen des Feuers" stand „Donnerstag", zum 5ten „Winterergötzungen": „Freitag" und so fort bis zur „Anmuth des Winters": „Sonntag", als wenn er selbst gewissermaßen täglich ein Kapitel

IV. Der 8. Januar: Grüne Wintergewächse.

Aber die Tugend hat Reitze, welche den Untergang eines jeden geringern Zierraths überleben. Dies ist die Glückseligkeit eines Gottesfürchtigen.

Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt und einen weiten Raum
Mit seinem Wipfel füllt;
Er trägt, wenn seine Zeit kommt, Frucht:
Stets unentlaubt und grün:
Er tröstet den, der Schatten sucht,
Der Wandrer segnet ihn.*

zur Erbauung gelesen habe. Es könnte aber auch sein, daß dies für seinen „Sohn" Carl als Andachtsaufgabe jedes Wochentages aufgeschrieben ward, sowie in Beethovens Handexemplar von Seb. Bach's Wohltemperirtem Clavier (1. Theil), das zur Zeit noch in meinen Händen befindlich ist, bei der ersten Fuge der jedesmalige Eintritt des Themas mit 2. 1. 3. 4. bezeichnet steht, was Beethoven für sich selbst ganz gewiß nicht hinzugeschrieben hat. Beim „9ten Jänner: Wunderbarer Zustand des Menschen im Schlaf" steht „aus", was eine solche Vermuthung nur bestätigen kann.

* Beim 11ten Jänner „Befruchtung der Erde durch die Sonne" ist der ganze letzte Absatz, beim 12ten „Betrachtung des gestirnten Himmels" der 2. und 3. Absatz, beim 13ten „Entdeckung durch Vergrößerungsgläser" der ganze 2. Absatz angestrichen. Es sind naturhistorische Betrachtungen sehr primitiver Art mit gleich kindlicher religiösen und moralischen Nutzanwendung. Wir gehen darum sogleich zum 14ten Januar über.

V. Der 14. Januar: Wohlthaten der Nacht.

Würden wir wohl den Werth des Tages und die Nutzbarkeit der Sonne so überzeugend und mit so vielem Vergnügen erkennen, wenn wir nicht durch den Verlust darauf geführt würden? Jede einbrechende Nacht kann uns an die Güte Gottes erinnern, die dem Menschen zum Besten Licht und Anmuth auf der Erde verbreitet hat; sie kann uns an das Elend erinnern, in welchem wir uns befinden würden, wenn unsre Nächte nicht wieder mit dem Tag abwechselten. Und ist es nicht ein wichtiger Vortheil der Nächte, daß sie uns Stille und Ruhe zum sanften Schlaf geben? Wie viele Arbeiter verzehren den Tag über zu unserm Besten ihre Kräfte, oft in solchen Beschäftigungen, welche bei ihrer Mühseligkeit noch gewisse unangenehme Empfindungen zur Begleitung haben! Solchen ist die Nacht tausendmal willkommen, weil sie ihnen Ruhe von ihrer Beschwerde und Erquickung durch den Schlaf ankündigt. Ueberhaupt handeln wir sehr eigennützig, wenn wir die Vortheile der Nacht nach dem Schaden oder Nutzen, den wir davon zu haben glauben, abmessen. Ist dir, o Mensch, vielleicht die lange Nacht beschwerlich, wie viel tausend Menschen sind außer dir, welchen sie angenehm ist. Dient sie nicht in manchen Fällen den Fischern und Jägern zum Fortgang ihrer Arbeiten? Hätten den Sternkundigen bei Tage die Weite, die Größe, der Lauf und die große Anzahl der

Planeten und Sterne bekannt werden können? Würde den Schiffern bei beständigem Tage der Compaß brauchbar bleiben? — —

O ein milder Gott, dessen Veranstaltungen alle auf das Beste der Menschen gehen! Die meisten Uebel und Unbequemlichkeiten, welche wir in der Welt antreffen, sind nur für diejenigen unangenehm, welche nach Vorurtheilen oder Leidenschaften handeln. Und wenn wir sie auf der rechten Seite betrachten, so sind sie im eigentlichen Verstand Wohlthaten für die Welt. Glaube es, o Christ, viele Millionen von deinen Mitbrüdern, die in schweren Frohndiensten oder abmattenden Arbeiten des Tages Last und Hitze getragen haben, viele, welche den Tag über unter dem Joche eines Menschenfeindes seufzen, viele Reisende zu Wasser und Land, werden bei jedem Anbruch der Nacht den Schöpfer preisen, der zu ihrer Erholung die Finsternisse geschaffen hat. Preise du ihn auch, mein Mitbruder, so oft du eine Nacht erlebest. Du wirst es gewiß thun, wenn du den Tag wohl angewendet hast und mit Recht nach den Erquickungen des Schlafes verlangen kannst. Je kürzer jetzt die Tage sind, desto mehr kaufe jede Stunde aus, desto sparsamer und gewissenhafter theile deine Zeit ein. Es kommt eine Nacht, wo niemand wirken kann. Aber auch diese lange Nacht wird für dich eine Wohlthat sein, wenn du im Grabe von deinen Arbeiten und Trübsalen, die du um Gotteswillen und zum Besten der Welt

übernommen hast, ausruhen kannst. Wie gut läßt sichs da nach der Arbeit ruhn! Wie wohl wirds thun!

VI. Der 15. Januar:
Betrachtungen über mich selbst.

Und daß mein Leib ein Tempel sey,
Worin Dein Geist stets wohne.*

VII. Der 16. Januar:
Schaden durch außerordentliche Kälte.

Eine kleine Beleidigung, ein nichtsbedeutender Schade, welchen sie von ihrem besten Freund und Wohlthäter erdulden, vertilgt oft die Erinnerung der größten Wohlthaten, die sie erhalten haben. Ihre Undankbarkeit und ihr Stolz stellet ihnen diese als außerordentlich gering, jene aber als außerordentlich groß vor.

VIII. Der 17. Januar:
Ruhe der Natur im Winter.**

Bald wird der Herbst da sein. Und da wünschte ich einem fruchtbaren Baum gleich zu sein, welcher reiche Früchte in unsern Schooß herab schüttet! Aber im Winter meines Lebens, wenn ich einmal grau und lebenssatt sein werde, wünsche ich mir das Glück, daß meine Ruhe

* Doppelt angestrichen.

** Die folgende Stelle war in dem mir vorliegenden Exemplar nicht angestrichen. Schindler (Biogr. I 146) führt sie aber als von Beethoven ausgezogen an.

so ehrenvoll und so wohlthätig sein möge, als die Ruhe der Natur im Winter ist.

IX. Der 21. Januar:

Das Wunderbare bey der menschlichen Stimme.*

Diese Betrachtungen, mein Christ, geben dir eine neue Veranlassung, über die Wunder der Weisheit und Güte Gottes, die er bei der Einrichtung eines jeden Theils deines Körpers geoffenbaret hat, nachzudenken und zu erstaunen. Möchtest du doch durch diese Vorstellung ermuntert werden, auch die Sprache, durch welche du über alle Thiere erhaben wirst, nach ihrem Werth zu schätzen! Wie traurig würde unser gesellschaftlicher Umgang in der Welt sein, wie wenig würde die menschliche Gesellschaft ihr Glück genießen können, wenn wir nicht die Gabe hätten, uns unsre Gedanken durch Worte mitzutheilen und unsern Freunden die Geheimnisse unsers Herzens anzuvertrauen! Wie kläglich würde dein Schicksal, mein Bruder, sein, wenn du unter jenen Unglücklichen wärest, welche von ihrem ersten Alter an den Gebrauch der Sprache nicht gehabt haben! Ach, es wandeln viele dieser Elenden unter uns umher. So oft

* Beim 19ten Jänner „Weise Einrichtung des ganzen Erdbodens" steht eine kleine Stelle über das „süße Wasser" annotirt, von dem bekanntlich Beethoven ein ganz besonderer Freund war. Der 21. Jänner ist fast ganz angestrichen. Wir geben davon nur den letzten Abschnitt und erinnern dabei der Stelle aus Shakspeare oben No. 13.

du sie erblickest, so lerne deine Glückseligkeit desto höher schätzen, und preise den Herrn, welcher bei einer so unsäglichen Menge der Wohlthaten auch die Wohlthat der Sprache dir verliehen hat. Gebrauche sie nach der Absicht deines Schöpfers. Du wirst sie aber alsdann erst heilsam gebrauchen, wenn du sie zur Verkündigung der Ehre Gottes und zu solchen Beschäftigungen anwendest, durch welche dein Mitbruder erbaut, oder unterrichtet, oder getröstet wird.*

X. Der 30. Januar:
Pflichten in Ansehung des Schlafs.

Vor allen Dingen suche in der gehörigen Gemüthsverfassung einzuschlafen. Was würdest du thun, wenn du mit Gewißheit vorhersehen könntest, daß der Schlaf dich in den Zustand des Todes versetzen würde? Würdest du nicht die letzten Augenblicke dazu verwenden, dich auf diesen Fall zuzubereiten, dein Leben zu prüfen und Vergebung deiner Uebertretungen in dem Blute Jesu zu suchen? Und siehe, diesen Fall kannst du dir bei dem

* Beim 27ten Jänner „Flüchtigkeit des menschlichen Lebens" sind die Worte angestrichen: „Wie viele von deinen Jugendjahren schlüpften dir unter den Freuden der Kindheit dahin, von welchen du nichts weiter zu sagen weißt, als daß sie verstrichen sind! Wie viel mehrere Jahre der Gedankenlosigkeit entflogen dir in der Jugend, da du nicht nachdenken wolltest und deinen Vergnügungen so zügellos nachranntest, daß du keine Zeit hattest, stille zu stehen und dieselben zu betrachten." Vom 28ten Jänner „Gefrorne Fensterscheiben" ist der 1. Absatz annotirt.

Anbruch einer jeden Nacht als gegenwärtig vorstellen. In einer jeden Winternacht von zwölf bis fünfzehn Stunden sterben über fünfzigtausend Menschen. Wer weiß? steht nicht auch dein Name auf der Liste derjenigen, welche der Tod aus der Welt nehmen wird? Und nun überlasse ich es der Entscheidung deines eignen Herzens. Was wünschtest du gethan zu haben, wenn du im Schlaf vor den Richterstuhl Jesu gerückt würdest?

Und wenn in dieser Nacht Gott über dir gebeut,
Bist du vor ihm zu stehn auch willig und bereit? —
Gott, der du alles weißt, was können wir verhehlen?
Wir fühlen täglich noch die Schwachheit unsrer Seelen.
Vergieb durch Christi Blut uns die verletzte Pflicht:
Vergieb, und gehe du nicht mit uns in Gericht.

XI. Der 1. Februar:

Einrichtung der ganzen Natur zum Nutzen der Menschen.*

Begnadigter Mensch! Wie kannst du dankbar genug gegen deinen himmlischen Wohlthäter sein? Welche Liebe kann brünstig genug sein, um nur einigermaßen die Liebe zu erwiedern, welche du von Gott genießest? Allein um deine Liebe und Dankbarkeit immer mehr zu entzünden, so erwäge es oft, wie freigebig, wie vorzüglich gnädig sich der Vater der Welt gegen dich

* Auch der 2. Absatz: „Für dich arbeitet die ganze Natur auf der Erde" 2c. ist angestrichen.

bewiesen: erwäge es oft, daß kein Geschöpf auf dem Erdboden ist, für welches er so viel gethan, als er für dich gethan hat und noch fortgesetzt thut. Blicke umher auf dem ganzen Schauplatz der Natur, laß es dir den Himmel, die Erde und das Meer, laß es alle Thiere, alle Pflanzen, alle Steine dir oft wiederholen, daß du der Glückselige bist, dem alle Geschöpfe dienen und nützen müssen. Und dann müsse deine Seele von dem feurigsten Dank und der brünstigsten Liebe gegen deinen Wohlthäter durchdrungen werden. Dann bemühe dich ganz für den Herrn zu leben, welcher für dich so vielen Geschöpfen Leben und Kräfte gegeben hat.

Dieses sei die Entschließung, mein Christ, welche du bei dem Anfang dieses Monates zu fassen hast. Du wirst an jedem Tag Gelegenheit finden, die wohlthätige Fürsorge Gottes für dein Leben, für deine Nahrung und für dein Vergnügen zu erfahren. Schmecke die Freundlichkeit des Herrn in jeder Speise, die du genießest, in jedem Trunk Wassers, mit welchem du dich labest. Allein noch weit stärker empfinde seine Freundlichkeit in dem, was er für dich in der Ewigkeit aufbehalten hat. Für dich, o Christ, hat er jene Seligkeiten bestimmt, die seine Liebhaber um seinen Thron ewig entzücken: für dich sind jene seligen Geister, die deine Gesellschafter werden sollen: für dich hat Jesus jene unermeßlichen Güter bereitet, die alles, was sichtbar ist, unendlich weit übertreffen.

XII. Der 24. Februar:

Einige Seltenheiten aus dem Mineralreiche.*

Keine Beschäftigung, von welcher Art sie sein mag, ist mit so mannigfaltigem Vergnügen, mit so abwechselnden Reizen verbunden, als die sorgfältige Betrachtung der Naturwerke. Wenn wir auch einige Jahrhunderte auf der Welt lebten und wir wendeten jeden Tag, ja jede Stunde dazu an, nur die Seltenheiten und Veränderungen des Steinreichs zu studiren, so würden wir doch am Ende vieles entdecken, das uns unbegreiflich ist, vieles würde vor uns verborgen bleiben und unsre Neugier noch mehr reizen. Desto mehr laßt uns, da die Dauer unsers Lebens kaum ein halbes Jahrhundert ausfüllt, die uns geschenkte Zeit wohl auskaufen, und sie, so viel es unsre wahren Pflichten erlauben, zur Betrachtung der Natur anwenden, und dadurch unserm Geist das unschuldigste und dauerhafteste Vergnügen verschaffen. Dieses Vergnügen wird nun viel größer werden, je sorgfältiger wir den Absichten Gottes bei den Werken der Natur nachdenken. Denn die Seltenheiten der Natur sind von weit höherer Art, als alle Wunder der menschlichen Kunst. Diese befördern nicht allezeit den Vortheil oder das Beste der Menschen: sie sind oft nichts weiter als Gegenstände, die Bewunderung verdienen. Allein bei allen, auch den wunderbarsten Werken der

* Auch die Stellen über den Magnet und das Gold sind angestrichen.

Natur ist das allgemeine Beste der Welt das Grundgesetz. Sie sind nicht bloß zum Anschauen, sondern auch zum Genuß da. In allen wird die Güte Gottes ebenso sehr, als seine Weisheit verherrlicht.*

XIII. Der 3. März.

Zustand einiger Thiere im Winter.

Wahrlich der Gott, welcher den Insekten und Vögeln Nahrung zu seiner Zeit giebt, der Gott, der diesen Thieren einen Ruheplatz in Klüften anweiset, der sie in fremden Ländern Speise finden läßt, der wird auch für mich sorgen, und auch mich im Mangel und in der Theurung erhalten. Er wird mich, das glaube ich mit fester Zuversicht des Herzens, mein Brod finden lassen, wenn ich auch noch so wenig Anschein dazu vor mir sehe, und wenn die Bosheit oder Lieblosigkeit der Welt mich von sich stößt, da wird er mir ein Plätzchen einräumen, wo ich sicher ruhen kann.**

XIV. Der 8. März;

Der Leib des Menschen nach seinen äußerlichen Theilen.†

Zu dieser so edlen Anwendung meines Leibes bin

* Auch vom 25. Februar „Erfahrungsproben der Vorsehung Gottes" ist noch der ganze Absatz „Ich will es dir glauben, mein lieber Christ, daß es dir unmöglich ist, die unübersehbare Reihe der göttlichen Wohlthaten zu berechnen" &c. angestrichen.

** Das theure Jahr 1816 auf 1817 findet sich auch in dem Brief an die Gräfin Erdödy vom 19. Juni 1817 erwähnt.

† Vorher stehen auch die Worte angestrichen „Auf dem

ich um so vielmehr verbunden, da derselbe, wenn ich ihn im Grabe abgelegt haben werde, verklärt mir wieder gegeben werden soll. Einen Leib, der in dem zukünftigen Leben eine so herrliche Bestimmung erhalten wird, sollte ich entehren? Ich sollte den Leib schänden, der einst dem verklärten Leibe Jesu ähnlich werden soll? Ich sollte die Glieder mißbrauchen, welche zu herrlichen Geschäften bestimmt sind? Nein, hier schon soll mich die selige Hoffnung der zukünftigen Verklärung ermuntern, meinen Leib und alle meine Glieder zu deinem Dienst zu heiligen, und ihn, als deinen Tempel, rein und unsträflich zu bewahren bis auf den Tag der Zukunft Jesu Christi.

XV. Der 9. März:

Die Hoffnung des Frühlings.

Gelobet seist du für die Hoffnung der Ewigkeit, welche du mir neu erworben hast. Was wäre ohne dieselbe mein Leben, mein Glück und meine Freude, die ich hier auf der Welt finde, wenn ich mir nicht die süße Hoffnung machen könnte, einst ewig zu leben, ewig selig zu sein, ewig mich zu erfreuen? Und da ich nun diese Hoffnung habe, wie gar nichts sind alle Leiden, die ich hier auszustehen habe! Der Winter meines Lebens mag noch so rauh, noch so lange anhaltend sein: getrost, ich erwarte

Antlitze als dem schönsten Theile des Menschen sind alle Empfindungen und Leidenschaften der Seele abgedrückt."

den Frühling und die Verneuerung und Verbesserung meines Zustandes in jener Welt.

XVI. Der 11. März:

Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit in der Natur.

Hier werde ich der verschiedenen Mittel erinnert, deren sich Gott bedient, auch die Geisterwelt fruchtbar zu machen. Um die Menschen zum Gefühl ihres Entzwecks, zur Verabscheuung der Sünde und zur Ausübung des Guten zu bringen, wendet Gott bald heftige, bald gelinde Mittel an. Bisweilen findet er es für gut, den Sünder durch gewaltige Erschütterungen, durch schwere Strafen und durch anhaltende Gerichte aus dem Schlummer zu erwecken. Er redet zu den harten Herzen, eben so, wie zu den Israeliten auf Sinai, mit Blitz in seinen Augen und mit Donner in seiner Stimme. Andre sucht der Herr durch gelindere Mittel der Eitelkeit und der Sünde zu entreißen. Er redet zu ihnen in der sanften Stimme seiner Wohlthaten und bemüht sich, sie durch Freundlichkeit und Gnade zu gewinnen.

Ich bin von allem diesen ein lebendiger Zeuge. Ich muß es zum Preis deiner Güte bekennen, daß du alle Mittel versucht hast, mich zu dir zu ziehen. Bald gefiel es dir, mich die schwere Hand deines Zorns empfinden zu lassen, und durch mannigfaltige Züchtigungen mein stolzes Herz zu demüthigen. Krankheit und andere Unglücksfälle verhängtest du über mich, um mich zum

Nachdenken über meine Abweichungen zu bringen. Bald versuchtest du es, mich durch gelinde Mittel zu dir zu locken. Du gabst mir Glück und Freuden die Fülle. — — — Nur das Einzige bitte ich dich, mein Gott, höre nicht auf, an meiner Besserung zu arbeiten. Du magst mich durch deine Drohungen beunruhigen oder durch deine Verheißungen erquicken, du magst mich durch die Strenge deiner Strafen oder durch die Anmuth deiner Wohlthaten zu dir ziehen; alle Mittel der Besserung, die du nach deiner Weisheit für gut findest, sollen mir willkommen sein. Laß mich nur, auf welche Weise es wolle, zu dir kehren und an guten Werken fruchtbar werden. (Dieser Absatz nach Schindler auch „ausgeschrieben.")

XVII. Der 12. März: **Nutzbarkeit der Meere.***

Ich erkenne es daher als einen besonderen Beweis der Güte und Weisheit meines Schöpfers, daß er auch die Eintheilung des Wassers und trockenen Landes zum Besten des Erdbodens eingerichtet hat. So entfernt ich auch von dem Weltmeer wohne, so genieße ich doch täglich die Wohlthaten, welche dadurch auf mich fließen.

O wenn ich doch auch in Absicht auf diese Wohlthat erkenntlicher gegen Gott wäre! Wenn mich doch die Ueberzeugung von seiner weisen Güte, auf welche mich der Himmel, die Erde und das Meer führen, zur Ver-

* Auch der 2., 3. und 4. Absatz sind angestrichen.

herrlichung seines Namens ermunterte! Herr, ich bin bereit, deinem Namen zu danken. Verleihe mir deine Gnade, daß mein Dank dir wohlgefällig sein möge. Aber vielleicht rührt mich diese Wohlthat nicht so stark, als sie mich wirklich rühren sollte? Wie viele Nationen werden vielleicht sein, die für diesen Beweis deiner Güte erkenntlicher sind! Und wenn auch kein Volk wäre, welches deiner Wohlthat eingedenk wäre, so wird das Meer selbst ein Zeuge deiner Macht und ein Herold deiner wunderbaren Güte sein. Denn alle deine Geschöpfe, das Meer sowohl als die Erde mit allen Bewohnern, lobsingen deinen Namen, du Allgütiger.

XVIII. Der 14. März:

Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit der Naturwerke.

Ja, Herr, alles hast du weislich geordnet, alles hast du zum Vergnügen und Nutzen deiner Geschöpfe eingerichtet. Jetzt da ich nur gleichsam flüchtig die Mannigfaltigkeit deiner Werke betrachte, werde ich schon zum Erstaunen hingerissen. Was würde dann erfolgen, wenn ich fähig wäre, tiefer in das Wesen der Dinge zu dringen und ihre Einrichtung vollkommner einzusehen? Doch auch für diese geringe Erkenntniß preise ich dich, o Vater des Lichts, o ewige Quelle der Weisheit. Mache es mir immer zur angenehmsten Pflicht, deine großen Werke zu betrachten und in der ganzen Einrichtung der Natur dich zu finden. Bald werden die

Tage erschienen sein, wo die Erde ein Schauplatz von den mannigfaltigen Schönheiten sein wird, welche der Frühling über unsere Gegenden verbreitet. Ich freue mich auf diese Augenblicke. Welche neue Empfindungen von deiner Weisheit und Güte werden meine ganze Seele einnehmen!*

XIX. De 10. April:

Mannigfaltiger Boden des Erdreichs.

O hilf Herr! daß ich werde gleich
Dem fruchtbarn guten Lande,
Und sei an guten Werken reich
In meinem Amt und Stande;
Viel Früchte bringe in Geduld,
Bewahre deine Lehr' und Huld
In einem guten Herzen.

* Weiterhin sind angestrichen die Titel vom 27. März: „Unwissenheit in Ansehung unserer künftigen Schicksale", 1. April: „Mißbrauch der Thiere" und 2. April: „Bewegung der Erde", sodann vom 4. April: „Aufgang der Sonne" der Eingang. Darauf kommt der 5. April: „Wunderbarer Bau des Ohrs", das merkwürdiger Weise nicht das geringste Zeichen aufweist. Der Schluß heißt: „Ich jauchze. daß ich hören kann. Ich wäre in den kläglichsten Umständen, wenn ich der Kraft beraubt wäre den Schall zu vernehmen. Ja ich würde in gewisser Hinsicht noch unglücklicher sein, als wenn ich blind wäre" u. s. w. Es wird dem unglücklichen Tauben zu bitter gewesen sein, so etwas nur zu lesen. Sollte er es gar noch angemerkt haben! Floh er doch jede auch noch so leise Erinnerung an diesen schrecklichen Zustand fast mit ängstlicher Scheu!

XX. Der 16. April:

Beständige Fortdauer der körperlichen Dinge.

Die beständige Fortdauer der Körperwelt kann mir die Fortdauer meines Geistes wahrscheinlich machen. Da kein Theil von den körperlichen Dingen in der Welt vernichtet wird: wie läßt es sich wohl denken, daß meine Seele unter allen erschaffenen Dingen das einzige sein sollte, das nicht fortdauerte? Nein, eher wird die ganze Körperwelt vernichtet werden können, als daß meine Seele, die durch Jesum erlöset worden, zu Grunde gehen sollte.

XXI. Der 11. Mai:

Unermüdeter Fleiß der Bienen.*

Mensch, geh zu der Biene hin:
Sieh die kleine Künstlerin,
Wie sie weise sich bemüht
Und aus Allem Nutzen zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh,
Ist geschäftig spät und früh.

Und du wolltest müssig sein?
Deine Zeit den Lüsten leihn? —

* Auch vom 27. April „Wiederkunft der Vögel" ist der Eingang angestrichen, ebenso der Titel vom 4. Mai „Ermunterung Gott in der Natur zu suchen."

Nein, sei fleißger noch als sie,
Der Gott nicht Verstand verlieh.
Deines Lebens kurze Zeit
Sei in froher Thätigkeit
Gott und deinem Glück geweiht.

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab der Schöpfer dir die Zeit.
Du empfingst aus seiner Hand
Kräfte, Leben und Verstand.
Nun so heilge sie durch Fleiß
Ganz zu deines Schöpfers Preis
Jetzt als Mann, und einst als Greis.

XXII. Der 12. Mai:

Anstalten in der Natur zur Nahrung der Thiere.*

Nun verstehe ich die Worte David's: Aller Augen warten auf dich, Herr. Und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine milde Hand auf und erfüllest alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. (Ps. 145, 15. 16.)

XXIII. Der 17. Mai: Die Tulpe.**

Denn der Mensch vom Weibe geboren, lebet kurze Zeit: gehet auf wie eine Blume und fället ab. Und wenn dich denn dieses Schicksal trifft, so wünsche

* Mit drei Strichen versehen!

** Auch vom 15. „Die Thierpflanzen" der 2. Absatz annotirt.

ich, daß du dein Leben mit so viel Ehren als die Tulpe vollenden mögest. Sie war die Zierde des Gartens und die Freude des Gartenfreundes. Ihr Tod war weniger traurig, weil ihr Leben angenehm und nützlich war. So müsse dein Leben und einst dein Tod beschaffen sein.

Du müssest streben,
Also zu leben,
Daß, wenn man dich einmal begräbt,
Die Frommen dich beklagen,
Und zu einander sagen:
O hätt' er länger doch gelebt!

XXIV. Der 19. Mai:

Empfindungen beim Anblick des Himmels.

Ich will dem Herrn singen mein Lebelang, und meinen Gott loben, so lange ich bin. Meine Rede müsse ihm wohlgefallen; ich freue mich des Herrn, der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden, und die Gottlosen nicht mehr sein. Lobe den Herrn, meine Seele. Hallelujah!*

* Auch im 20. „Vermehrung der Gewächse" ist einiges Naturgeschichtliche angestrichen und im 22. „Sprache der Thiere" folgende Stelle obendrein unterstrichen: „Eigentlich ist der Mensch das einzige Thier, welchem man eine Sprache beilegen kann. Er behauptet hierdurch vorzüglich die Herrschaft über alle Thiere."

XXV. Der 24. Mai:

Bilder der Eitelkeit und des Todes im Frühling.

Des Lebens frische Blüthe
Vermodre nur im Staub:
Die Wange, die sonst glühte,
Sei der Verwesung Raub.

Ich hoff ein bessres Leben,
Das nie von mir entflieht.
Ein Leib wird mich umgeben,
Der nimmermehr verblüht.

Dann eil ich dir entgegen,
Mein triumphirend Haupt,
Und seh entzückt den Segen
Des Heils, das ich geglaubt.

Du führst mich zu der Freude
Des ewgen Lebens ein.
O stürb ich doch schon heute!
Wie selig würd ich sein.

XXVI. Der 29. Mai:

Harmonie und Patriotismus der Bienen. *

O möchten wir doch von diesen in unseren Augen so verächtlichen Insekten die Tugenden lernen, von

* Zugleich mit einem Ohr versehen.

deren Ausübung die Ruhe und das Glück unseres Lebens abhängt! Du magst, o Christ, in einer Verbindung stehen, welche es sein mag, so ist es nöthig, daß du harmonisch und patriotisch arbeitest.* — — —

Und wenn ich sehe, wie bei allen Stürmen der menschlichen Leidenschaften und Bosheit dennoch das Reich der Weisheit und Tugend erhalten wird, so bewundere ich die unendliche Weisheit des Regierers der Welt. O, wie herrlich wird die neue Welt sein, der ich zueile! Wie übereinstimmend werden die Neigungen der Einwohner derselben sein! Ich will mich glücklich preisen, wenn ich dieser glückseligen Welt bald näher kommen werde.

XXVII. Der 3. Juni: Belebende Kraft der Sonne.**

Die Sonne mit ihrer belebenden Kraft ist das Bild eines Christen, der nach den Grundsätzen der Menschenliebe handelt. Auch er verbreitet Segen und Freude auf dem Erdboden. Durch ihn wird der Niedergeschlagene aufgerichtet, der Verschmachtete erquickt, der Unwissende erleuchtet und der Dürftige gesegnet. Ich will mich bemühen, dieses Bild an mir zu tragen. In dem Bezirk, der mir angewiesen ist, will ich unter meine Brüder die Wohlthaten vertheilen, die ich von

* Diese letzten Worte sind sogar dreimal angestrichen und obendrein unterstrichen.

** Auch sonst vielfach angestrichen.

Gott empfangen habe. Ohne Eigennutz und ohne partheiische Liebe, will ich Jedem, der es bedarf, Hülfe leisten: jenem Unterricht, diesem Trost, jenem Stärkung und Nahrung mittheilen. Alsdann werde ich geliebt, bedauert und gesegnet die Welt verlassen.

XXVIII. Der 4. Juni:
Unendlicher Trieb der menschlichen Seele.

So groß das Vergnügen ist, welches du aus dem Anblick der körperlichen Dinge in der Welt schöpfest: so ist es doch nicht mit demjenigen Vergnügen zu vergleichen, welches dir die Betrachtung deiner Seele, ihres Wesens, ihrer Fähigkeiten und Kräfte gewähret. Jene Betrachtungen haben für einen Pilgrim Anmuth, der bei seiner Reise verschiedene Erfrischungen nöthig hat: diese aber führen dich gerade auf das Glück der Unsterblichkeit, welche du als Bürger jener Welt zu erwarten hast.

XXIX. Der 8. Juni: Geruch der Blumen.

Wohlan, ich will unter den wohlriechenden Düften der Blumen wandeln und mein Herz zu dir, o himmlischer Wohlthäter, erheben, durch welchen die Blumen so gebildet sind, daß sie die angenehmsten Gerüche verbreiten, und durch welchen ich die Kraft erhalten habe, sie auf so mannigfaltige Art zu empfinden. Ich will auch hier Lehren der Weisheit einsammeln, welche auf meine Glückseligkeit einen Einfluß haben. Ich sehe es

an den wohlriechenden Blumen, wie schätzbar es ist, wenn man einen Geruch von guten Werken um sich verbreitet: wenn mit der Schönheit des Körpers auch zugleich die Schönheit und Rechtschaffenheit der Seele verbunden ist.

XXX. Der 10. Juni:

Unermeßlichkeit des Sternenhimmels.*

König des Himmels, Herr der Sterne, Vater der Geister und Menschen! Könnten doch meine Gedanken immer gleich dem Raume des Himmels ausgedehnt bleiben, damit ich allzeit würdig von deiner Größe denken möchte! Könnte ich mich zu jenen unzählbaren Welten erheben, wo du weit mehr als auf diesem Erdball, deine Größe geoffenbaret hast! Könnte ich, wie ich jetzt von Blume zu Blume fortgehe, von Sternen zu Sternen fortschreiten, bis ich zu dem Heiligthume gedrungen wäre, in welchem du mit unaussprechlicher Majestät thronest! Doch meine Wünsche sind vergeblich, so lange ich noch ein Pilger auf dieser Erde bin. Erst dann werde ich die Größe und Schönheiten seiner himmlischen Welten erkennen, wenn mein Geist von den Banden dieses groben Körpers befreit sein wird. Inzwischen so lange ich hier noch lebe, will ich alle Menschen auffordern, deine Größe zu bewundern.

* Vielfach angestrichen. Man vergleiche auch oben aus Homer Nr. 10 „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns", schreibt er ferner in ein Conversationsheft von 1820.

XXXI. Der 22. Juni: Die Nachtigall. *

Dieser Vogel kann dir, mein Christ, zu sehr vielen guten und erbaulichen Gedanken Gelegenheit geben. Solltest du nicht die Wahrheit von ihm lernen können, daß bisweilen in dem häßlichsten Körper eine schöne Seele und gute Eigenschaften verborgen liegen können? Wie unbillig handeln daher diejenigen Menschen, welche nur auf das Aeußerliche der Gesichtsbildung und anderer körperlichen Vollkommenheiten sehen, und nur nach dem Verhältniß derselben ihr Lob oder ihren Tadel einrichten! Wie ungerecht verfahren diejenigen, welche ihren Bruder um einiger Mängel seines Körpers willen lieblos beurtheilen oder verachten! Lerne, mein Christ, richtiger und billiger urtheilen. Auch derjenige Mensch verdient deine Achtung, welcher bei allen Unvollkommenheiten seines Leibes oder seines Glückszustandes solche Eigenschaften äußert, die in einer weisen und heiligen Seele ihren Grund haben. Nur die Vorzüge der Seele sind eigentlich dasjenige, was dem Menschen einen wahren Werth giebt und was Verwunderung verdient. Alles Uebrige ist nur für diejenigen reizend, die weder Weisheit noch Tugend recht zu schätzen wissen. Und wie oft sind durch kleine unangesehene Personen die größten Thaten im Staat und in der Kirche verrichtet worden!

* Auch vorher die Capitel „Besonderheiten aus dem Gewächsreiche" und „der Magnet" sind vielfach mit Strichen versehen.

Wie oft hat ein Krüppel oder ein Mensch, der andere Leibesgebrechen hatte, durch die Größe seiner Seele auch die wohlgebildetsten Personen übertroffen!

Dieß soll dir eine Lehre sein,
Nie auf den äußerlichen Schein
Bloß dein Vertraun zu setzen.
Der, den wir oft verächtlich schätzen,
Vielleicht ist er ein größrer Mann,
Als Du und ich nie werden kann.

Und wenn du den künstlichen Gesang der Nachtigall bedenkst, wie natürlich mußtest du auf den Schöpfer geleitet werden, der ihr diese Fähigkeit geschenkt hat! Mit welcher Weisheit hat Gott diesen Vogel gebauet, damit er fähig sein möchte, solche Töne herfürzubringen! Die Nachtigallen würden leicht Gefahr laufen, ein so in der Schwebe hängendes Eingeweide, als die Lunge ist, bei der heftigen Bewegung zu verletzen, wenn sie nicht den besonderen Vortheil besäßen, daß ihre Lungen hinten, längst den Rückenwirbeln hinab, vermittelst vieler kleinen Fäserchen befestigt wären. Die Oeffnung ihrer Luftröhre ist sehr weit aufgeschlitzt, und dieses kann zur Mannigfaltigkeit ihrer Töne das allermeiste beitragen, wodurch sie das Herz der Menschen bezaubern und mit einer andächtigen Freude beleben. Wer siehet hier nicht die deutlichen Spuren der sorgenden Vorsicht und der höchsten Weisheit Gottes? Und wer sollte also nicht bei dem Anblick einer Nachtigall erweckt werden, den Herrn zu

preisen, der auch hierin sich so herrlich geoffenbaret hat.

Nicht eher, o liebenswürdige Sängerin, will ich dich verlassen, als bis ich vorher von dir die Kunst gelernt habe, deinem und meinem Schöpfer zu lobsingen. Singe doch so manchen Gefühllosen Dank und Freude in das Herz. Erinnre denjenigen an seine Pflicht, der in diesen Tagen der Freude ungerührt die Werke Gottes betrachtet.*

* Vom 1. Band ist dann noch beim 25. Juni „Das elektrische Feuer" der folgende Schlußabsatz angestrichen: „Auf solche Art, meine Leser, bekommen wir von Zeit zu Zeit immer mehrere Aufschlüsse von großen Werken unseres Schöpfers. Wie klein müssen die Einsichten unseres Verstandes, wie gering muß die Aufmerksamkeit der Menschen sein, daß so wichtige Dinge, die uns doch so nahe vor Augen liegen, so vielen Jahrhunderten verborgen geblieben sind! Wie wenig erkennen wir noch jetzt von der Natur und wie viel haben wir noch immer zu lernen!"

II. Aus dem zweiten Bande.

I Der 1. Juli: Wandernde Pflanzen und Gewächse.

Wohin du mich, mein Gott, versetzen wirst, will ich meine Pflicht erfüllen. Ich will für meine Nebenmenschen, ja selbst für die Nachwelt Früchte tragen, bis ich in jenes Land der Vollkommenheit versetzt werde, wo ich keinem Wechsel mehr ausgesetzt sein werde. *

II. Der 7. August:
Vergleichung der menschlichen und thierischen Sinne.

Dank sei der unendlichen Weisheit des Schöpfers, der den Grad der Sinnlichkeit so genau abzumessen wußte, welcher hinreichend war, uns die Wohlthaten der Natur im Ueberfluß genießen zu lassen, ohne die edle Beschäftigung der menschlichen Vernunft dadurch zu unterbrechen. Für uns ist ein niederer Grad der Sinnlichkeit mehr Gewinn als Verlust, mehr Vollkommenheit als Mangel. Wohl Denen, die der erhabenen Vernunft die kluge Leitung der Sinne überlassen, und die Vortheile in ihrem ganzen Umfange genießen, welche die

* Auch der 13. Juli „Mondeswechsel" ist angestrichen und „Mineralische Wasser" und „Abenddämmerung" haben jedes ein Ohr.

Uebereinstimmung der Vernunft mit der Sinnlichkeit gewähren kann!*

III. Der 30. August: **Die Regierung Gottes.**

Die kleinste Begebenheit, der geringste Umstand entgeht seinem Verstande nicht: eine jede wird in den Plan aufgenommen, welchen er zur Erreichung seiner heiligen Absichten entworfen hat: Absichten, die sich zuletzt sämmtlich in der einzigen vereinigen, seinen Geschöpfen den möglichsten Grad der Glückseligkeit zu ertheilen. Ja, Herr, du nimmst dich deiner Werke an, du überschauest sie mit einem Blick, und regierst sie durch deinen Wink. Deine Gesetze sind Ordnung; Freude und Wonne quillt aus deinen Geboten. — —

Er, der da heilig ist, wünscht auch seine vernünftigen Geschöpfe heilig zu sehen. Durch die Beweise seines Wohlgefallens am Guten und seines Mißfallens am Bösen, redet er an ihre Herzen, und fordert sie auf in seinen Geboten zu wandeln. Er lenkt ihre Handlungen zu seiner Absicht: er hintertreibt ihre Entschließungen, wenn sie derselben zuwider sind, und lenkt Alles nach seiner Weisheit, um Versündigungen bei ihnen zu verhindern. — Aber unser Gott bewohnt ein unzugängliches Licht. Seine Regierung enthält Tiefen der Weisheit, welche Niemand als er ergründet. Unser Verstand ist viel zu

* Weiterhin sind der 13. August „Art der Ernährung des menschlichen Körpers," sowie der 17. „Verschiedene Arten des Wunderregens" und der 25. „Natur und Eigenschaften des Lichts" mit einem Ohr versehen.

blöde, seine Absichten vorher zu entwickeln, ehe sie uns durch die Erfahrung sichtbar werden: er ist zu eingeschränkt, um den ganzen Reichthum von Gründen zu seinen Anordnungen zu übersehen. Oft sitzt der Gottlose unter den Fürsten und der Tugendhafte im Staube. Der Lasterhafte triumphirt, und der Fromme wird unterdrückt: der größte Bösewicht ist im Schooß des Glücks, und der Liebling Gottes unter der Last des Unglücks. — Und dennoch ist eine Regierung Gottes? — Ja, auch bei diesen ungleichen Schicksalen bleibt er der gütige Vater, der weise Gott, der gerechte Regierer aller seiner Geschöpfe. Er, der Unerforschliche, verdient in seinen sämmtlichen Verfügungen unsere Verehrung. Sein Rath ist wunderbar, aber er führt doch Alles herrlich hinaus. Alle Veränderungen dieses Lebens, sie mögen uns auch noch so unbegreiflich scheinen, haben weitere Zwecke. Dieses Joch des Elendes hat vielleicht den glücklichsten Einfluß in dein künftiges Schicksal Dieses scheinbare Uebel ist vielleicht ein unentbehrliches Heilungsmittel der Seele, und von dieser Züchtigung hängt vielleicht die Stärke des Glaubens, die Reinigung des Herzens und unsere größte Seligkeit ab. Vernimm dieses, Unzufriedner, und höre auf zu murren.*

* In dem unmittelbar folgenden Abschnitt „Dank für die Vorsorge Gottes" ist der Eingang angestrichen, sowie die folgenden Worte: „Ich danke dir für die angenehmen Verbindungen mit so manchen theuren Freunden, die mein Trost sind."

IV. Der 1. September: „Gottes Allgegenwart.“*

Du bist es; ja, du bist,
Allgegenwärtiger,
Du bist es! Dort und hier,
Und hier und überall,
Du Grosser, wandelst du!
Du wandelst, Heiliger!
Hier steht ein Veilchen, hier,
Und eine Sonne dort;
Und dort und hier bist du!
Du bist im Hauch, im Sturm,
Im Licht, in Finsterniß!
Im Licht und Finsterniß,
Du Grosser, wandelst du!
Du wandelst, Heiliger,
Auf einem Sonnenstaub
Und einer Welt! Du bist
Allgegenwärtig hier
In diesem Blumenthal,
Und hörst mein schwaches Lied,
Und hörst, Allmächtiger,
Am Fusse deines Throns

* Daneben steht obendrein von Beethovens Hand: „poetischer Stoff zu einer Musik.“ Auch die beiden Gedichte „Lobgesang“ (30. September) und „Loblied“ (1. December) tragen, wie sogleich hier bemerkt sei, jedes ein Zeichen, ersteres ist zur Hälfte eingeschlagen, letzteres hat ein Ohr.

Des Seraphs Harfenklang.
Gedanke, steig hinauf,
Hinauf zu deinem Gott!
Der du des Seraphs Gott
Und meiner bist, du hörst,
Du hörest ihn und mich,
Und diese Lerche, die
Zu deinem Himmel steigt,
Und diese Biene, die
Auf deine Rose sich
Sanftsummend niederläßt.
Ach, wenn du denn mich hörst,
Allgegenwärtiger,
Ach, so erhöre mich,
Erhöre mich, und gieb,
Daß deine Gegenwart
In meinem Leben stets
Vor meinen Augen sei,
Daß ich geflissentlich
Das alles, was gedacht
In meiner Seele wird,
So denk, als denk ich es
In deiner Gegenwart,
Und alles, was ich thu,
So thu, als thu ich es
In deiner Gegenwart.
Damit, Allmächtiger,

Wenn deine Geisterwelt
Vor ihrem Richter steht,
Ich nicht entfliehen darf
Vor dir, nicht fliehen darf
In eine Felsenkluft.

V. Der 3. September: **Wachsthum eines Baumes.**

Ich wünsche, daß ich in allen diesen Stücken einem Baum ähnlich sein möge. Möchte ich doch in jeder Tugend hoch empor wachsen, möchte ich nach Maaßgabe des Standortes, wo ich mich befinde, und der Fähigkeiten, die mir Gott gegeben hat, oberwärts Früchte tragen! Möchte ich aber zu gleicher Zeit mit Festigkeit der Seele niederwärts wachsen, um meinem ganzen praktischen Leben Richtung und Stärke zu geben, mich gegen alle Stürme des Unglücks in Sicherheit zu setzen und mich in der nöthigen Demuth zu erhalten! Desto mehr aber zittre ich davor, allen Bäumen darin gleich zu werden, daß ich durch meine wachsenden Wurzeln immer fester an die Erde gefesselt werde. Je näher ich dem Grabe komme, desto weiter sei es von mir entfernt, mich in der Welt festzuwurzeln.*

* Vom 5. September: „Aehnlichkeit zwischen den Pflanzen und den Thieren" sind die letzten Worte angestrichen, wo vom Menschen, „dem wunderbaren Geschöpf", die Rede ist:

„Geschaffen, daß es heilig wandle,
Gott unterwürfig, aber frey
Nach weisen Pflichten handle,
Ihn lob' und ewig glücklich sey."

VI. Der 18. September: Der Weinstock.

Jesus, der als ein dürres Reis in ein unfruchtbares Land verpflanzt war, brachte solche Früchte, die der ganzen Welt zum Segen gereichten. Und er zeigte uns mit seinem Beispiel, daß man arm, verachtet und elend in der Welt leben, aber dennoch die Ehre Gottes und das Beste der Menschen befördern könne.*

VII. Der 19. September: Die täglichen Wunder Gottes.

Lasset uns, meine Freunde, durch alles, was wir vor Augen sehen, nur zum Nachdenken und zur Be=

* Dieses Kapitel hat zwei Striche am Titel und ein Ohr. In der Mitte des dritten Absatzes heißt es so: „Welche unsäglich großen Vortheile könnten wir stiften, wenn wir uns die Mühe geben wollten, die Cultur des menschlichen Herzens auf die möglichste Art zu befördern! Ihr Obrigkeiten, ihr Prediger, ihr Schullehrer, wie viel könntet ihr zum Besten der Welt und zum Heile der Nachkommen beitragen, wenn ihr durch Belohnungen, Ermunterungen und andere pflichtmäßige Arbeiten ein verwildertes Land, eine verfallene Stadt oder ein schlechtes Dorf zur Weisheit, Religion und allen gesellschaftlichen Tugenden führen wolltet!" Daneben steht von Beethovens Hand: „Wo seid ihr? Doch nicht hier!!" Und obendrein ein „N. B." Schindler nämlich erzählt uns, wie der Meister manchmal auf den Dörfern um Wien, wo er Sommers lebte, sogar persönlich „in Sachen religiöser Volkserziehung Propaganda zu machen suchte" und die Sturm'schen Betrachtungen unter die Geistlichen zu verbreiten strebte, natürlich ohne allen Erfolg. Der Pfarrer von Mödling z.B.

trachtung ermuntert werden, so werden wir Gott finden, der mit den ordentlichen Mitteln seiner Gnade beständig an uns arbeitet und sein Wort reichlich unter uns wohnen lässet. Wahrlich, diejenigen welche durch seine Wirkungen, die sie sehen und fühlen, nicht gewonnen werden, die würden keine neuen Wunder bekehren. Ein Mensch, der da siehet, daß Gott diese herrliche Welt gemacht, daß er ihn künstlich bereitet, daß er ihm alles zu danken hat, sollte doch wohl angetrieben werden, ihm zu glauben und ihn zu lieben, und er widersteht doch. Wem würde eine solche Seele nicht widerstreben?

Christ, du Zeuge der Wunder Gottes, sei wahrheitliebend, darauf zu achten. Laß dich nicht durch die Vorurtheile und Lüste hindern, dem Nachdenken über die Wunder Gottes Raum zu geben. Betrachte die sichtbare Welt, siehe dich selbst an, so wirst du genug Materie finden, den Gott zu erkennen, der vor deinen Augen täglich große Wunder thut; du wirst alsdann noch dankend stille stehen und ausrufen:

Lob, Ehr und Preis dem höchsten Gut,
Dem Retter meiner Seele!
Dem Gott, der alle Wunder thut:
Dem Gott, der meine Seele
Mit seinem reichen Trost erfüllt,

hatte ihm einfach erwidert: „Unser Volk braucht von den Erscheinungen am Firmamente nur zu wissen, daß Sonne, Mond und Sterne auf- und niedergehen." Daher das: „Wo seid ihr?"

Dem Gott, der allen Jammer stillt!
Gebt unserm Gott die Ehre!*

VIII. Der 28. November: Zufällige Begebenheiten.**

Wie würde Gott die Menschen regieren können, wo nicht seinem Befehle auch der Zufall gehorchte? Das Schicksal der Menschen, der Geschlechter, ja ganzer Königreiche rührt zuweilen von einigen Umständen her, die uns klein und verächtlich zu sein dünken. Wo wir nun der göttlichen Regierung solche Umstände entziehen wollten, so würden wir ihr zugleich die größten Veränderungen und wichtigsten Begebenheiten, welche in der Welt vorgehen, entziehen. — —

In allen andern Fällen aber muß der Fleiß und die Klugheit der Menschen mit der Hülfe und dem Beistande Gottes sich vereinigen, blos bei den unvermutheten Zufällen handelt die Vorsehung allein. Und da wir in dem, was wir Zufall nennen, unfehlbare Spuren der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes antreffen, so muß selbst der Zufall der Vorsehung unterworfen sein. — —

Haben wir nicht tausend Exempel, daß die Glückseligkeit, ja selbst das Leben der Menschen, das Schicksal

* Auch der 26. September, wie der 24. October (Vorsehung Gottes über einzelne Geschöpfe) und der 3. November (das Bette) sind mit einem Ohr versehen, und beim 17. (Vorstellung des Weltbaues) ist der Eingang angestrichen.

** Dieses Kapitel ist obendrein mit einem Ohr versehen.

der Königreiche, der Ausgang der Kriege, die Veränderung der Regierungen und dergleichen Dinge mehr von unvermutheten Zufällen herrühren? Ein Zufall kann die allergeheimsten Anschläge verrücken und die größte Stärke zunichte machen. — —

Diese Wahrheit, wenn sie lebendig erkannt wird, muß bei uns eine vollkommene Ehrerbietung vor dem Herrn der Welt erwecken. Sie muß eine feste Entschließung bei uns wirken, Gott an allen Orten zu suchen, und ihm Alles zuzuschreiben, damit wir auf nichts unser Vertrauen setzen, als auf den mächtigen Schutz der Vorsehung. Diese Wahrheit muß allen Stolz in unserer Seele tilgen, und sonderlich in den Herzen der Grossen der Welt eine heilige Ehrfurcht vor demjenigen Wesen erwecken, welches tausend unsichtbare Mittel und Zufälle in Händen hat, das Gebäude unseres Glückes gänzlich zu Boden zu stürzen, welches wir in unserem Stolz aufgerichtet haben. Diese Wahrheit muß endlich allen Kleinmuth, alles Mißtrauen aus unserer Seele verbannen und unser Herz mit Freude erfüllen.

IX. Der 8. December:

Die Natur als eine Schule für das Herz.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch niederträchtiger Empfindungen fähig sein sollte, der überall in der Natur die erhabene Denkungsart des höchsten Wesens betrachtet, dessen Absichten ebensowohl auf das

besondere Gute eines jeden Wesens, als auf das große und allgemeine Gute der Welt gehen — —

So eine herrliche Schule ist die Natur für das Herz! Wohlan, ich will ein Schüler in dieser Schule sein und ein lehrbegieriges Herz zu ihrem Unterrichte darbringen. Hier werde ich Weisheit lernen, die einzige Weisheit, die nie mit Ekel verbunden ist. Hier werde ich Gott kennen lernen und in seiner Erkenntniß einen Vorgeschmack des Himmels finden. Und unter diesen Beschäftigungen werden meine irdischen Tage sanft dahinschleichen, bis ich in jene Welt aufgenommen werde, wo ich nicht mehr ein Schüler, sondern ein Kenner der Weisheit sein werde. (Nach Schindler auch „ausgezogen.")*

X. Der 29. December:

Veränderlichkeit der irdischen Dinge.

Gelassen will ich mich also allen Veränderungen unterwerfen, und nur auf deine unwandelbare Güte, o Gott, mein ganzes Vertrauen setzen.

Dein, Unwandelbarer, dein
Soll sich meine Seele freun.
Sei mein Fels, Gott! sei mein Licht,
Ewig meine Zuversicht!

* Der 22. December: „Die Musik" trägt kein Zeichen. Ueber ihre „Offenbarungen" freilich brauchte ein Beethoven am allerwenigsten einen fremden Apostel zu hören. Die oben folgende letzte der angestrichenen Stellen steht auch im Tagebuch von 1818 ausgeschrieben und zwar unmittelbar nach der aus Homer oben No. 48. Es begann die Messencomposition.

IV.

Aus Goethe's West-östlichem Divan.

IV.

Aus Goethe's West-östlichem Divan.

I. Talismane.*

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

II. Fetwa.**

Doch der reinen Wollust edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlassen,
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit besonnenem Sinn sich zu bewahren,
Ist gewiß das beste, um nicht zu fehlen.

III. Der Deutsche dankt.

Denn das wahre Leben ist des Handelns
Ew'ge Unschuld, die sich so erweiset,
Daß sie niemand schadet als sich selber.

* Das Ganze ist mit Bleistiftstrichen viereckig eingeklammert.

** Mit zwei dicken Strichen versehen.

IV. Lesebuch.*

Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden,
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Capitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maaß.
O Nisami! — doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löſ't es?
Liebende sich wieder findend.

V. Genügsam.

Liebe ist freiwillige Gabe.

VI. Ergebung.

Eine Stelle sucht der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und nistete sich in das leere.

* Obendrein eingeschlagen und beim letzten Vers mit „??!!!“ versehen.

VII. Buch der Betrachtungen.

Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr ist.*

VIII. Fünf Dinge.**

Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht
entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu und Glauben;
Das halt fest und niemand laß dir's rauben.

IX. Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

* Auch vom Schlußvers: „So mußt du das Schönste, das Beste wollen," sind die letzten Worte angestrichen.

** Hat wie das folgende zu jeder Zeile einen Strich.

X.

„— — Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf. Dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht, was dir Besondres bliebe?" —
Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

XI.*

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgesogen,
Verständiger irregeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen,
Beherrsche diese Lüge,
Betrogener, betrüge!

XII. **Buch der Sprüche.**

Will der Neid sich doch zerreißen,
Laß ihn seinen Hunger speisen.

XIII.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird jeder, der selbst als Kühner stritt.
Des Menschen Werth kann niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

* Doppelt angestrichen!

XIV.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Was du thust verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

XV.

Soll man dich nicht auf's schmählichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

XVI.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten,
Weise fallen in Unwissenheit
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

XVII.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir, was ich verprassen kann.

XVIII.

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt, der ist erst recht daran,
Er weiß nun deutlich, wie sie wohl gethan.

XIX.*

„Du hast gar Vielen nicht gedankt,
Die dir so manches Gute gegeben!"
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

XX. Hatem.**

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain:
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

XXI.

— — Die gefällt mir
Wie mir sonst nichts mag gefallen,
Seh ich Rosen, seh ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Cypressen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde;
Und geschmückt ist sie ein Wunder,
Mit Erstaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, segnend,
Daß wir uns gefährdet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten.

* Hier ist nur der letzte Vers angestrichen. Doch erforderte das Verständniß den ganzen Vers zu geben.

** Aus dem Buch Suleika.

Da erblicktest du Suleika,
Und gesundetest erkrankend,
Und erkranketest gesundend,
Lächeltest und sahst herüber,
Wie du nie der Welt gelächelt,
Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: Die gefällt mir,
Wie mir sonst nichts mag gefallen.

XXII. Gingo biloba.

Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?
Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

XXIII. Suleika.*

Die Sonne kommt! — Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen,
Dies Räthsel wie erklärt sich's? wie?

XXIV.

Freude des Daseins ist groß,
Größer die Freude am Dasein.

* Nur die beiden letzten Verse sind angestrichen.

Wenn du, Suleika,
Mich überschwänglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!

XXV.*

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß, vom treusten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.

XXVI. Hatem.

Unter Schnee und Nebelschauer
Ras't ein Aetna dir hervor.

XXVII. Suleika.

Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

XXVIII.

Auch in der Ferne dir so nah!
Und unerwartet kommt die Qual.

* Hier sind fünf Blätter obendrein eingefaltet.

Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal bist du wieder da!

XXIX.

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen
War die letzt' und erste Lust.

Gestern, ach, war sie die letzte,
Dann verlosch mir Leucht' und Feuer,
Jeder Scherz, der mich ergötzte,
Wird nun schuldenschwer und theuer.

Eh' es Allah nicht gefällt
Uns auf's neue zu vereinen,
Giebt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

XXX. Suleika.*

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide;
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

* Eingefaltet und mit drei Strichen versehen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg' ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden,
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

XXXI. **Wiederfinden.** *

So mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

XXXII. **Schenkenbuch.**

Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

* Ebenfalls zugleich eingefaltet.

XXXIII. Sommernacht.

Denn ich weiß, du liebst das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben
Jene Feuer in dem Blauen.

XXXIV. Buch der Parabeln.

Alle Menschen groß und klein
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie, es sei unerhört,
Man habe den größten Palast zerstört.

XXXV.

Vom Himmel steigend Jesus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

XXXVI. Besserem Verständniß.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten, wie es damit gemeint sei; dies geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so faßlich und eindringlich, bedurften um anerkannt zu werden, Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber, und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte. *

XXXVII. Dschelaleddin.

Unterricht und Erhebung ist sein Zweck, im Ganzen aber sucht er durch die Einheitslehre alle Sehnsucht wo nicht zu erfüllen doch aufzulösen, und anzudeuten, daß im göttlichen Wesen zuletzt alles untertauche und sich verkläre.

* Nur das letzte ist angestrichen, aber nach Schindler (II 282) auch noch besonders in einem der Tagebücher ausgeschrieben. Um die gleiche Zeit der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, als namentlich in Wien die Tonfluthen Rossinis alles überschwemmend andrangen, hörte bei einem Gespräche hierüber Schindler den Meister mit „Emphase" erwidern: „Nun, den Platz in der Kunstgeschichte können sie mir doch nicht nehmen!"

XXXVIII. Neuere, Neueste.

Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet ist: wer so viel davon nimmt als nöthig, um sich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel, aber wer mehr nimmt verbrennt sich.

XXXIX. Einrede.*

Aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseins zu finden gelernt hatte.

XL. Künftiger Divan.

Denn nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheit man erst recht empfindet, wenn sie dahin gegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns täglich und stündlich vor Augen tritt.

XLI.**

Bescheidenheit ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist

* Es ist von dem panegyrischen Dichter Senaji die Rede.

** Daneben steht von Beethovens Hand „nego“. Und von dem Worte „Alles“ an ist die Stelle sogar durchstrichen.

als sie ohne Zudringlichkeit dem Andern wohlthut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung seiner selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird.

XLII.*

Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König sein. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen, ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt.

XLIII.

Wie der Mann, so auch sein Gott.**

* Zum Buch Suleika.

** Stark unterstrichen. Aus „Israel in der Wüste", da wo von Moses Rede ist.

V.

Verschiedenes.

I. Aus Müllner's „Schuld."*

1.

4. Act 7. Auftritt:

Seht ihr wohl, so ist der Mensch!
Drum, wenn einer ist gefallen,
Mag der andre weinen, aber
Nicht zu richten sich erkühnen.

2.

4. Act 8. Auftritt:

Leben gleicht der Töne Beben
Und der Mensch dem Saitenspiel:
Wenn es hart zu Boden fiel..

* Ausgeschrieben im Tagebuch von 1813. Er hat offenbar zu diesem Stücke, das im Juni dieses Jahres in Wien „mit großem Beifall, mit ernster und schöner Aufmerksamkeit bei jeder Vorstellung" aufgenommen worden war, Musik schreiben wollen und zu diesem Zwecke wohl auch zuletzt den Eingang sich abgeschrieben. Denn unmittelbar darauf steht die vom Dichter selbst gegebene „Anmerkung für die Bühnenvorstände": „Die Ouvertüre kann füglich darauf berechnet werden, daß sie mit einem Pizzicato endet, welches Elvire auf der Harfe noch einige Secunden fortzusetzen scheint." Es ist aber nichts aus dieser Composition geworden.

Ist der rechte Klang verschwunden
Und es kann nicht mehr gesunden,
Kann allein nur Unlust geben,
Darf mit andern nicht mehr klingen,
Soll es Einigung dem Ohr
Zu dem rein gestimmten Chor,
Störend nicht den Mißlaut bringen.

3.

4. Act Schluß:
Fragst du noch die Ursach, wenn
Sterne auf- und untergehn?
Hier ist das geschieht nur klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn!

4.

1. Act 1. Auftritt:
(Elvire allein. Die Harfe im Arm, das Spiel mit immer leiseren sanft verschwebenden Tönen endigend.)
Wie der letzte Hauch verklinget,
Der sich unter leiser Hand
Aus der Harfe Saiten schwinget,
Wie's auf klarem Teichkristalle
Sich von eines Tropfen Falle
Weiter stets und schwächer ringet,
Bis er fern am Blumenstrand
Still verschwand,

So auch möcht' ich einst verschweben
Und verklingen in das beſſ're Leben! —
Wird mich fern vom Vaterland
In der Stürme rauher Wiege,
Wo ich angefeſſelt liege
Von der Liebe ſtarkem Band, —
Wird mich einſt des Schickſals Hand
Sanft empor zur Heimath heben?

(Das Haupt auf die Harfe geneigt, bleibt ſie eine Weile ruhen. Eine Saite ſpringt. Elvire fährt erſchrocken auf, die Harfe fällt dröhnend zu Boden.)

— — — — — —

— — Der Schall, die Welle —
Wohl ſind ſie des Lebens Bild;
Doch die Woge, die am Felſen
Sich in grauſer Brandung bricht,
Eine Well' iſt's wie die andre,
Die im weißen Mondeslicht
Auf des Teiches Spiegel ſchwindet:
Und der Riß geſpannter Saiten
Wie der Klang, der ſanft verhallet,
Iſt der Schall,
Der den Fall
Eines Menſchen kann bedeuten. —

II. Aus Zacharias Werners „Söhnen des Thals".

Erster Theil: Die Templer auf Cypern.*

4. Act 1. Scene:

Astralis zu Robert.

Nicht Fragen, Thaten sollst du spenden;
Dich selber opfern, ohne Ruhm und Lohn! —
Erst übe Wunder, willst Du sie enthüllen;
Nur so kannst Du Dein Dasein ganz erfüllen.

* Aus dem Tagebuche vom Sommer 1815. Bereits in den „Neuen Briefen Beethovens" S. 97 ff. mitgetheilt. Caroline Pichler (Mem. II 101) schreibt vom Jahre 1807: „Schon seit einigen Jahren kannten wir in Wien die Trauerspiele F. Z. Werners. Seine „Söhne des Thals" hatten ungeheures Aufsehen erregt und alles was sich mit schöner Literatur beschäftigte, aufmerksam auf den wie es hieß noch jungen Dichter gemacht. — Diese frömmelnde Tendenz griff immer mehr um sich. Das zweite Stück Werners, „Die Templer auf Cypern," trug schon in seiner ersten Form etwas Mystisches, Räthselhaftes an sich" u. s. w. In einem Conversationsheft von 1819 steht von Beethovens Hand: „Geistliche Uebungen für 3 Tage, gedichtet von F. Z. Werner. 8. Wien bei Wallishauser." Und einige Blätter später schreibt Karl Bernard: „Wegen Werner, wenn Sie ihn in Musik setzen sollten. — Ist die Frage!"

Robert.

Er hat mich ja entsagen und entbehren
Gelehrt, im heiligen Gefühl der Pflicht
Mir seinen Himmel ja zurückgelassen! —
—. — — — — — —
Und sey's auch wirklich Weisheit — o, so schwebet
Vor meinem Innern doch ein andres Ziel.
Sey dieß ein Wahn — ich glaub', es ist nichts besser, —
Und dennoch geb' ich ihn um Eure Wahrheit,
Um Euren freudenlosen Himmel nicht. —
Hat auch der Meister sich umsonst geopfert:
Doch brenn' ich lieber in dem schönen Wahn,
Um nicht in Eurer Wahrheit zu erfrieren.

4. Act 2. Scene:

Robert.

Kampf für das Recht und für des Rechtes Tochter,
Die durch's Gesetz verklärte ew'ge Freiheit;
Ergebung in den ungebeugten Willen
Des eisernen Geschicks; Gehorsam und Entsagung,
Und wandellose Treue bis ins Grab! —

Molay zu Robert.

Du bist ein Held — Du bist, was zehnmal mehr ist,
Ein ächter Mensch! — — — —
— — — Nur des Schwächlings Saiten
Zerreißt der Eisenfinger des Geschicks;
Der Heldenmuth'ge bietet kühn die Harfe,

Die ihm der Schöpfer in den Busen legte,
Dem Schicksal dar. — Mag's in den Saiten wühlen;
Allein den innern herrlichen Accord
Kann's nicht zerstören, und die Dissonanzen
Verschmelzen bald in reine Harmonie,
Weil Gottes Frieden durch die Saiten säuselt.
Mein starker Robert! — Muß der starke Mensch
Erliegen oder auferstehn vom Staube? —
— — — — — — — —
— — Ist der ächte wahre Mensch.
Ein Sklave der Umgebung, oder frei?
Reißt er aus allen Stürmen und, was mehr ist,
Aus allen Wonnen dieses Lebens nicht
Sein beß'res Ich? — Die Welt in seiner Brust
Ist sie ein Theil der Elementenmasse?
Und kann, was oft in dieser wogt und gähret,
Auf jene wirken? — Mensch! kannst Du erliegen? —

Robert (schmerzhaft bitter).

Doch giebt's Momente —!

Molay.

Ja, — die giebt es freilich,
Doch — Gott sei Dank! — auch nur Momente — wo
Der Mensch, von mächtiger Natur bezwungen,
Sein höh'res Selbst ein Spiel der Wogen wähnt.
In solchen Augenblicken zeigt die Gottheit
Uns jenen Abstand zwischen ihr und uns;

Sie straft des Menschen frevelhafte Kühnheit,
Ihr gleich zu sein, und wirft ihn in sein Nichts.
In solchem Augenblick sinkt selbst der Weise
Zum Staub hinab, — auch er ist Sohn des Staub's;
Doch er erhebt sich bald, gereinigt geht er
Aus dem Verhängniß auf, und dadurch kündet
Der heil'ge Wille seine Allmacht an. —
Auch Du wirst Dich erheben, starker Robert! —

Robert.

Was kann ich thun? —

Molay.

Mehr als Dein Schicksal sein,
Den Hasser lieben und das hohe Gut
Der Selbstvollendung im Erschaffen suchen! —
Du bist das Ebenbild des Ewigen.
Wenn ihm die Menschen fluchen, lächelt er,
Und schafft um ihre Hütten Paradiese. —
Willst du noch selbstisch in die Wüste zieh'n? —

Robert.

Erröthend beug' ich mich vor Deiner Größe! —

Molay.

Das sollst Du nicht! — — —
— — — — — — — — — —
— — Der Mann, der Einzelne
Kann öfters mehr, als im Verein mit Tausend;
Denn schwer zu lenken sind der Menschen Willen,
Und selten siegt der bessere Verstand.

III. Aus Seume.*

Die Beterin.

Auf des Hochaltares Stufen knieet
Lina im Gebet, ihr Antlitz glühet,
Von der Angst der Seele hingerissen
Zu der Hochgebenedeyten Füßen.
Ihre heißgerungenen Hände beben,
Ihre bangen nassen Blicke schweben
Um des Welterlösers Dornenkrone,
Gnade flehend vor des Vaters Throne:
Gnade ihrem Vater, dessen Schmerzen
Ihrem lieben kummervollen Herzen
In des Lebens schönsten Blüthetagen
Bitter jeder Freude Keim zernagen;

* Nach Beethovens eigener Abschrift im Besitz des Componisten Joseph Dessauer in Wien. In seiner Handbibliothek waren auch Seume's Gedichte und Schindler behauptet, daß er sie sehr geliebt habe. In Schindlers Beethovennachlaß befindet sich auch ein Brief des musikalischen Schriftstellers G. C. Grosheim in Cassel vom Jahre 1819 an Beethoven, worin es heißt: „Sie schreiben mir, daß sie an Seume's Grab sich unter die Zahl seiner Verehrer gestellt haben." Dies muß 1811 oder 1812 in Teplitz gewesen sein, wo der Dichter begraben liegt.

Rettung für den Vater ihrer Tugend,
Für den einz'gen Führer ihrer Jugend.
Dem allein sie nur ihr Leben lebet,
Ueber dem der Hauch des Todes schwebet.
Ihre tiefgebrochnen Seufzer wehen
Ihrer Andacht heißes heißes Flehen
Hin zum Opfer-Weihrauch; Cherubinen
Stehn bereit der Flehenden zu dienen.
Tragt, ihr Engel, ihre Engelthränen
Betend hin, den Vater zu versöhnen.
Frömmer weinte um die Dornenkrone
Nicht Maria bei dem todten Sohne.
Siehe, Freund, in den Verklärungsblicken
Strahlet stilles seliges Entzücken;
Lina streicht die Thränen von den Wangen,
Ist voll süßer Hoffnung weggegangen.
Eine Thräne netzt auch meine Augenlieder;
Vater, gieb ihr ihren Vater wieder!
Gern wollt ich dem Tode nahe treten,
Könnte sie für mich so glühend beten.

IV. Aus Herders „Zerstreuten Blättern.“

Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.*

I. Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund. Dem Silber gleichet die Rede,
Aber zur rechten Zeit schweigen ist lauteres Gold.**

II. Verschwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche,
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verschwende nicht die Zeit mit schlechten Menschen:
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.
Kannst du ein gutes Schwert aus weichem Thon dir
schmieden?
Aendert von Menschen gepflegt sich je des Wolfes Natur?
Ist's nicht einerlei Regen, der hier auf salzigem Boden

* Im Tagebuche von 1812—15. Ebenfalls bereits in den „Neuen Briefen Beethovens“ mitgetheilt, jedoch der Vollständigkeit wegen hier wiederholt. Der Canon „Das Schweigen“ ist bekannt. Auch von den übrigen Gedichten sollte wohl manches componirt werden, denn sie sind mit Zeichen der Prosodie versehen.

** Audi multa, loquere pauca steht auch im Tagebuche vom Frühjahr 1817.

Distel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Also verschwende du dir nicht Samen und köstliche Wartung:
Böses dem Guten und Gutes dem Bösen erzeigen ist Eins

III. Dank des Sterbenden.

Unter des Tigers Zahn hört ich den Leidenden beten:
„Dank dir Höchster, im Schmerz sterb ich, doch nicht in der Schuld!"

IV. Müh und Belohnung.

Willst du den Honig kosten, und Bienenstiche nicht ausstehn?
Wünschest Kränze des Siegs ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
Wenn er den Krokodill scheuend am Ufer verzieht?
Also wage! Was Gott dir beschied, wird niemand dir rauben.
Doch er beschied es dir, dir dem beherzten Mann.

V. Das Leben des Menschen. (Letzte Verse.)

Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienst hoch,
Denn er weiß es, sie giebt keinen gesicherten Tritt.
Pflege die Wissenschaft, kein Pfad ist sichrer dem Menschen
Als den lange der Fuß weiserer Menschen betrat. — —

Meide den Schmerz, einem die Freude gekränket zu haben,
Aber vor allen dem Freund, welchem kein anderer gleicht.

VI. Trost des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu sehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Lust für Gram
Wie oft begann ein gift'ger Wind, und schnell darauf
Erfüllete der lieblichste Geruch die Luft!
Oft drohte dir ein schwarz Gewölk: und ward verweht,
Eh' es den Sturm ausschüttete aus dunklem Schooß.
Wie mancher Rauch, der sich erhob, war Feuer nicht!
Sei also stets im Unfall auch voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunden an den Tag; unzählbar sind
Die Güter, die du hoffen kannst vom großen Gott!

VII. Verschwiegenheit.

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem
Geheimniß! —
Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?

VIII. Die laute Klage. *

Turteltaube, du klagest so laut und raubest dem Armen
Seinen einzigen Trost, süßen vergessenden Schlaf.
Turteltaub', ich jamm're wie du, und berge den Jammer

* Ein großes Blatt im Besitz von Artaria in Wien. Von Beethovens Hand mit Zeichen des Versmaaßes versehen, zum Theil falsch. Componirt und aus dem Nachlaß herausgegeben.

Ins verwundete Herz, in die verschlossene Brust.
Ach die zartvertheilende Liebe! Sie gab dir die laute
Jammerklage zum Trost, mir den verstummenden Gram.

IX. Morgengesang der Nachtigall.*

Weißt du, was die Nachtigall singt? an jeglichem Morgen
Fragt sie: „Wo bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt sich neu gestärkt und jung.
Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch?

X. Die Perle.

Hin ist unsre Rosami, die edle Perle. Der Himmel
Schuf sie aus reinestem Thau, schuf sie zur Perle der Welt.
Stille glänzete sie, doch unerkannt von den Menschen;
Darum leget sie Gott sanft in die Muschel zurück.

XI. Anmuth des Gesanges.

Süßer Gesang, er hält die rollenden Wellen im Lauf auf,
Fesselt die Vögel im Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süßer Gesang, er fängt das Gemüth der Menschen. Sie haben

* Alles Folgende steht ebenfalls auf dem obenbezeichneten Blatte. Beethoven befand sich damals in Baden bei Wien.

Gerne den Mann um sich, der ihre Sinnen erquickt.
Verloren lauscht das Ohr dem süßen Ton:
„Wer ist es, der zwo Saiten ihm entlockt?"
Er labet, wie der Wein beim Abendroth,
Und Ohr und Seele schlürfen sanft ihn ein,
Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib, sie ist der Seele Gewalt.

XII. Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
Tulpen erschließen sich, es entknospet die Rose dem Dornbusch,
Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels und wilder als wilde Kameele
Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht rührt.*

* Darunter steht von Beethovens Hand: „bloß eine Note, eigentlich deklamirt." Dann folgt in ungeheuren Buchstaben Dinte über Bleistift: „Mein Decret [über die Besoldung durch den Erzherzog Rudolph und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky, das ihm den Aufenthalt in Oesterreich auferlegt] hat nur im Lande zu bleiben, wie leicht ist in jedem Flecken dieses erfüllt. Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. Ist es doch, als ob jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande heilig! heilig! Im Walde Entzücken wer kann alles ausdrücken! Schlägt alles fehl, so bleibt das Land selbst im Winter wie Gaden, Untere Brühl pp. [Orte bei Wien]. Leicht bei einem Bauern eine Wohnung gemiethet, um die Zeit gewiß wohlfeil. Süße Stille des Waldes. Der Wind, der beym 2ten schönen Tag schon eintritt, kann mich nicht in Wien halten, da er mein Feind ist."

V. Aus Schiller.

I. An die Freude.*

Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut.
Dem Verdienste seine Kronen, —
Untergang der Lügenbrut.

II. Ebenda.

Eine helle Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder! Einen sanften Spruch
Aus des Sternenrichters Munde!**

III. Wilhelm Tell.

(Barmherzige Brüder in Tell schließen einen Halbkreis um den Todten und singen in tiefem Ton:)

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,

* Die beiden ersten Strophen liegen mir als eine Pause von Beethovens Handschrift mit seinem Namen unterzeichnet vor. Es sind wohl Albumblätter. In Schindlers Beethovennachlaß befand sich nur noch die „Jungfrau von Orleans" in dem Wiener Nachdruck von 1810, allerdings sehr beschmutzt und sehr zerlesen, auch am Ende des dritten Acts eingeschlagen, aber sonst mit keinerlei Strichen noch Zeichen versehen.

** Schiller hat hier „Todtenrichter."

Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen, —
Er muß vor seinen Richter stehen!*

IV. Braut von Messina.

Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!**

* Im Tagebuche von 1817, unmittelbar vor einer weiter unten folgenden Stelle aus Plinius. Am 2. Mai 1817 war sein guter Freund, der Geiger Krumpholz in Wien, plötzlich vom Schlage getroffen hingesunken. Er schrieb auch eine Composition dieses „Gesangs der Mönche" in Alois Fuchs' Stammbuch mit der Bemerkung am Schluß: „Zur Erinnerung an den schnellen und unverhofften Tod unseres Krumpholz am 3. Mai 1817."

** Im Tagebuche vom Frühling 1817. Unmittelbar vorher steht: „Gott helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nicht begehen, erhöre mein Flehen doch für die Zukunft mit meinem Karl zusammen zu sein, da nirgends sich jetzt eine Möglichkeit dazu zeigt. O hartes Geschick, o grausames Verhängniß, — nein, — mein unglücklicher Zustand endet nie." Und nach den Versen wieder: „Dich zu retten ist kein andres Mittel als von hier, nur dadurch kannst du wieder so zu den Höhen deiner Kunst entschweben, wo du hier in Gemeinheit versinkst, und eine Sinfonie — — und dann fort — fort — derweilen die Gehalte [vom Dekret] aufgenommen, welches selbst auf Jahre geschehen kann. — Ueber den Sommer arbeiten zum Reisen, dadurch nur kannst du das große Werk für deinen armen Neffen vollführen, später Italien, Sizilien durchwandern mit einigen andern Künstlern — mache Plane und sei getrost für K—." Es war die Zeit jener garstigen Prozesse mit der „Königin der Nacht." — „Ich übergehe," so schreibt er auch in einem Conversationsheft von 1819, „die Mißhandlungen, denen ich von allen Seiten ausgesetzt war, und man wird erkennen, wie fest und unerschütterlich ich war. Sokrates und Jesus war mir Muster."

VI. Aus den Alten.

I. Aus der indischen Literatur.*

Gott ist immateriell, deswegen geht er über jeden Begriff; da er unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben. Aber aus dem was wir von seinen Werken gewahr werden, können wir schließen, daß er ewig, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig ist.**

II. Aegyptisch.

Ich bin, was da ist.

Ich bin Alles, was ist, was war, was seyn wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleyer aufgehoben.

* So steht unter dieser eigenhändig ausgeschriebenen und zugleich unterstrichenen Stelle im Tagebuch von 1816. Unmittelbar vorher steht folgender Spruch: „Die große Auszeichnung eines vorzüglichen Mannes: Beharrlichkeit in widrigen harten Zufällen."

** Nicht lang nach einigen historischen Citaten offenbar aus der gleichen Quelle steht noch: „Zeit findet durchaus bei Gott nicht statt."

Er ist allein von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.*

III. Aus Plinius.

Tam etsi quid homini potest dari majus quam gloria et laus et aeternitas.

Wiewohl was kann man einem Menschen größeres geben als Ruhm und Lob und Unsterblichkeit?**

IV. Aus Ovid.

Verum gutta cavat lapidem.

Wirklich in Wahrheit ein Tropfen höhlet einen Stein aus.***

* Diese drei Inschriften im Tempel der Göttin Neith zu Sais hatte sich Beethoven auf ein Quartblatt in großen Lettern geschrieben und in Glas und Rahmen auf dem Schreibtisch vor sich hingestellt. Ich habe das Original noch bei Schindler gesehen und besitze selbst davon eine Pause auf Oelpapier mit dem Datum des 26. Juli 1824. Sie sind mitgetheilt in Champollion-Figeac's „Gemälde von Egypten" (S. 417) mit der Bemerkung: „Es dürfte schwer seyn eine erhabenere und religiösere Vorstellung von der erschaffenden Gottheit zu geben."

** Im Tagebuch von 1817 hinter dem „Gesang der Mönche." Die Stelle steht Epist. III 21. 6.

*** Ebendort ein wenig später, und gleich darauf folgt die Nutzanwendung: „Tausend schöne Augenblicke verschwinden, wenn Kinder in hölzernen Instituten sind, wo sie bei guten Eltern die seelenvollsten Eindrücke, welche bis ins späteste Alter fortdauern, empfangen können." Der Neffe war seit kurzem im Institut von Giannatasio del Rio. Die zitirte Stelle steht bei Ovid Ex Ponto IV, 10. 5.

V. Aus Plutarch.

Diese Lacedämonier starben nicht Tod nicht Leben für Ehre achtend, sondern Tod und Leben mit Ehre bekrönt zu haben.*

VI. Das Kostbarste für einen Mann.

Sertorius achtete auf den Schein des Schimpfes, der dabei war, nicht und behauptete, er kaufe nur die Zeit, die das Kostbarste für einen Mann sei, der wichtige Dinge ausführen wolle.**

* Kurz vorher steht in dem Tagebuch von 1816, aus dem diese Stelle entnommen ist, ebenfalls ein Citat „aus dem Plutarch".

** Im Tagebuch von 1817. Die Stelle steht in gleicher Uebersetzung in den „Biographien des Plutarchs von Gottlob Benedict von Schirach" (Berlin und Leipzig 1778 V, 193.)

VII. Aus ungenannten Werken.

I.*

Was frei ist von aller Lust und Begier, das ist der Mächtige, Er allein. Kein Größerer ist, als Er, sein Geist ist verschlungen in sich selbst. Er, der Mächtige, ist in jedem Theile des Raumes gegenwärtig. Seine Allwissenheit ist von eigner Eingebung, und sein Begriff über jedem andern. Von allen viel begreifenden Eigenschaften ist die Allwissenheit die größte, für sie gibt es keine andere Art des Seyns. Sie ist von allen unabhängig. O Gottheit, du bist das wahre ewig selige unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. Deine Weisheit erkennt tausend und mehrere tausend Gesetze

* Das Nachstehende, das ebenfalls schon in den „Neuen Briefen Beethovens" mitgetheilt ward, folgt unmittelbar auf die Auszüge aus Zacharias Werner im Tagebuche vom Sommer 1815. Es war die Zeit, wo Beethoven nach den großartigen Erfolgen vom Jahre 1814 dem „feindlichen Leben" in jeder Hinsicht wieder so recht nahe ins Auge zu schauen hatte, und namentlich mußte er damals am letzten Krankenlager seines Bruders Karl stehen. Auch daraus begreift sich die zunehmende religiöse Richtung seines Wesens von damals. Es ist mir übrigens bisher nicht gelungen, die Quelle aufzufinden, aus der diese Auszüge entnommen wurden. Aus „Sturms Betrachtungen" sind sie nicht.

und doch handelst du allzeit frei und zu deiner Ehre. Du ragst von allem was wir vernehmen, dir als Lob und Anbethung. Du allein bist der wahrhaft Selige, du das Wesen aller Gesetze, das Bild aller Weisheit der ganzen Welt. Gegenwärtig trägst du alle Dinge.

Geist der Geister, du durch jeden Raum, durch die endlose Zeit Dich verbreitend, über die Gedanken des emporkämpfenden Gedankens erhaben. Dem Aufruhr befiehlst du zur schönen Ordnung zu werden. Ehe Himmel waren, warst du. Ehe Sphären unter und über uns rollten, ehe die Erde im himmlischen Aether schwamm, warst du allein, bis durch deine Liebe das was nicht war, zum Werden sprang und dankvoll Lob dir sang!

Was trieb Dich an zu äußern Deine Macht? Güte ohne Gränzen! Welch glänzend Licht lenkte deine Kraft? Weisheit ohne Maaß! Was zeugte sie zuerst? O! leite meinen Geist, o hebe ihn aus dieser schweren Tiefe durch deine Kraft entzückt, damit er furchtlos streb' aufwärts in feurigem Schwunge. Denn du, du weißt allein, du kannst allein begeistern. — —

II.*

Aus Gott floß alles rein und lauter aus. Ward ich nachmals durch Leidenschaft zum Bösen verdunkelt,

* Das Folgende scheint anderswoher und mit eigenen Ausrufen Beethovens untermischt zu sein.

kehrte ich nach vielfacher Büßung und Reinigung zur ersten erhabenen reinen Quelle, zur Gottheit zurück, — — und — zu deiner Kunst. Kein Eigennutz beseelte dich dabei, so sei es jede Zeit, die Bäume beugen sich unter dem Ueberflusse der Früchte; die Wolken senken sich, wenn heilsamer Regen sie füllt; und die Wohlthäter des Menschengeschlechtes blähen sich nicht in ihrem Reichthum. Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widersetze dich mit festem Muthe ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch bald niedrig gehen und der ächte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig sein; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung immer vorwärts treiben.

III.

Selig ist wer alle Leidenschaften unterdrückt hat und dann mit seiner Thatkraft alle Angelegenheiten des Lebens unbesorgt um den Erfolg verrichtet! Laß den Beweggrund in der That und nicht im Ausgang sein. Sei nicht einer von denen, deren Triebfeder zum Handeln die Hoffnung des Lohns ist. Laß dein Leben nicht in Unthätigkeit vorübergehen. Sei betriebsam, erfülle deine Pflicht, verbanne alle Gedanken an die Folge und den Ausgang, er möge gut oder übel sein, denn solche Gleichmüthigkeit heißt Aufmerksamkeit auf das Geistige.

Such dann allein in der Weisheit eine Freistatt, denn der Elende und Unglückliche ist dies nur durch den Erfolg der Dinge. Der wahre Weise kümmert sich nicht um [das] Gute oder Böse in dieser Welt. Befleißige dich also diesen Gebrauch deiner Vernunft zu erhalten, denn solcher Gebrauch ist im Leben eine köstliche Kunst.

IV.*

Gehüllt in Schatten ewiger Einsamkeit, in undurchdringliches Dunkel des Dickichts, undurchdringlich, unzugänglich, unermeßlich, gestaltlos ausgebreitet. Ehe Geister waren eingehaucht, war nur sein Geist. Wie sterbliche Augen (um endliches zu vergleichen mit unendlichem) in lichte Spiegel schauen. —

V.**

„Ihr haltet die Beschwerlichkeiten für Wegweiserinnen zu einem angenehmen Leben." Nichts ist wirksamer andere in Gehorsam zu erhalten, als wenn sie glauben, daß man weit mehr Klugheit besitze als sie, — — ohne Thränen können weder die Väter ihren Kindern die Tugend einprägen noch die Lehrer ihren Schülern nützliche Dinge in Wissenschaften beibringen, auch die Ge-

* Das Nachfolgende hat wieder einen ganz verschiedenen Ton und wird deßhalb wohl anderswoher stammen.

** Vorher steht: „Ein Bauerngut, dann entfliehst du deinem Elend!" Er dachte oft daran ganz aufs Land zu ziehen.

setze nöthigen dadurch die Bürger, daß sie ihnen Thränen erregen, der Gerechtigkeit nachzustreben.

VI.*

Tapfere und vortreffliche Leute führen zu edlen und rühmlichen Thaten, feige und schlechte zu unwürdigen Geschäften. Denn das Laster geht durch Wege voll gegenwärtiger Lüste und beredet dadurch viele ihm zu folgen. Die Tugend aber führt auf einen steilen Pfad und kann dabei nicht so leicht und geschwind die Menschen an sich ziehen, vornemlich wenn an einem andern Ort noch welche sind, welche sie auf einen abhängigen und angenehmen Weg abrufen. — Es ist am mehrsten hinderlich von andern zu erlangen, wenn man als ein Lügner erscheint.

VII.**

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel die Palme steht! — Meinen erhabensten Gedanken leihe Hoheit, führe ihnen Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

* Bei diesen moralischen Excursen muß man wieder vor allem der „Königin der Nacht" und des Neffen gedenken, sowie des Neffen Vaters. Denn unmittelbar darauf heißt es: „O sieh herab Bruder, ja ich habe dich beweint und beweine dich noch, o warum warst du nicht aufrichtiger gegen mich, du lebtest noch und wärest gewiß so elendiglich nicht umgekommen, hättest du dich früher — — entfernt und mir ganz genaht — —".

** Das Nachfolgende ist ohne Ausnahme aus dem Tagebuch von 1814 bis 1818. Oft freilich ist nicht zu unterscheiden, ob es fremdes Citat oder Beethovens eigene Reflexion ist.

VIII.

Ein gutes Wort findet gute Statt.

Der Haß dehnt sich selbst zurück auf diejenigen, die ihn hegen.

IX.

Der mit einem Uebel behaftet wird, welches er nicht ändern kann, sondern welches nach und nach ihn dem Tode näher bringt, und ohne welches sein Leben länger gedauert hätte, muß denken, daß er auch so durch Mord oder andere Ursachen hätte noch geschwinder umkommen können.

X.

Wie der Staat eine Constitution haben muß, so der einzelne Mensch für sich selber eine.*

XI.

Man muß nicht durch die Armuth sich wider den Verlust des Reichthums schützen, noch durch den Mangel an Freundschaft wider den Verlust der Freunde, noch durch die Enthaltung vom Kinderzeugen wider den Tod der Kinder, sondern durch die Vernunft wider Alles.

* Bekanntlich beschäftigte sich auch Beethoven manchmal mit den Ideen über innere Staatseinrichtung, die damals wieder alle Welt zu bewegen begannen. Namentlich las er gern sowohl Platos Staat wie die englischen Parlamentsverhandlungen.

XII.

Nicht der ohngefähre Zusammenlauf der Atome des Accords hat die Welt gebildet; eingepflanzte Kräfte und Gesetze, die den weisesten Verstand zur Quelle haben, sind ein unwandelbarer Ursprung derjenigen Ordnung gewesen, die aus ihnen nicht von ohngefähr, sondern nothwendig fließen mußte. Wenn in der Verfassung der Welt Ordnung und Schönheit wiederleuchten, so ist ein Gott. Allein das andere ist nicht weniger gegründet: wenn diese Ordnung aus allgemeinen Naturgesetzen hat herfließen können, so ist die ganze Natur nothwendig eine Wirkung der höchsten Weisheit.

XIII.

Der Stoff, woraus die Einwohner verschiedener Planeten, ja sogar die Thiere, Gewächse auf denselben gebildet sind, muß überhaupt um desto leichter und feiner dort und die Elastizität der Wesen sammt der vortheilhaften Anlage ihres Baus um desto vollkommener sein, nach dem Maaße als sie weiter von der Sonne abstehen. —

Daß die Trefflichkeit der denkenden Naturen die Hastigkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerlichen Eindruck bekommen, sammt dem Vermögen sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommen=

heit unter einer gewissen Regel stehen, nach welcher dieselben nach dem Verhältnisse des Abstands ihrer Wohnplätze von der Sonne immer trefflicher und vollkommener werden, — daß die Vollkommenheit der Geisterwelt sowohl als des Materialischen in den Planeten von dem Merkur an bis zum Uranus oder vielleicht noch über ihn (wofern noch andere Planeten sind) in einer richtigen geraden Folge nach der Proportion ihrer Entfernungen wachse und fortschreite. —

XIV.

Zwei Kräfte, welche beide gleich gewiß, gleich einfach und zugleich gleich ursprünglich im allgemeinen sind, nämlich die Anziehungs- und die Zurückstoßungskraft.

XV.

Wer Thränen ärndten will, muß Liebe säen.

XVI.

Sinnlicher Genuß ohne Vereinigung der Seelen ist und bleibt thierisch,* nach selbem hat man keine Spur einer edlen Empfindung, vielmehr Reue.

XVII.

Wahre Freundschaft kann nur beruhen auf der Verbindung ähnlicher Naturen.

* Es steht hier im Texte sogar ein noch kräftigerer Ausdruck.

XVIII.

Alles Uebel ist geheimnißvoll und für sich allein nur größer; je populärer, je mehr man sich mit Andern bespricht, viel erträglicher, und dadurch, daß das was wir fürchten, völlig bekannt wird, ist es als hätte man irgend ein großes Uebel überwunden.

XIX.

Die Schwachheiten der Natur sind durch die Natur selbst gegeben, und die Herrscherin Vernunft soll sie durch ihre Stärke zu leiten und zu vermindern suchen.

XX.

Wie Dummheit und Elend auf immer gepaart bleiben!

XXI.*

Opfere noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst! — O Gott über alles! Denn die ewige Vorsicht lenkt allwissend das Glück oder Unglück sterblicher Menschen.

* Auf diese Stelle, deren Einang uns schon aus dem Vorwort bekannt ist und deren Schluß aus Homer stammt, folgen unmittelbar die oben S. 31 Nr. 48 mitgetheilten Verse aus der Odyssee und dann aus Sturms Betrachtungen jenes: „Gelassen will ich mich also allen Veränderungen unterwerfen u. s. w." Damit schließt zugleich das Tagebuch.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Einleitendes Vorwort	V
Beethovens geistige Entwicklung	XIX
I. Aus Shakspeare	1
II. Aus Homer	15
III. Aus Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes	32
IV. Aus Goethes Westöstlichem Divan	73
V. Verschiedenes.	
1. Aus Müllners Schuld	91
2. Aus Z. Werners Söhnen des Thals	94
3. Aus Seume	98
4. Aus Herders Zerstreuten Blättern	100
5. Aus Schiller	105
6. Aus den Alten	107
7. Aus ungenannten Werken	110

Im gleichen Verlage erschien:

Beethovens Leben

von

Ludwig Nohl.

Erster Band: **Die Jugend** 1770—92. 28 Bogen. 8.
Preis 2 Thlr. 12 Ngr.

Zweiter Band: **Das Mannesalter** 1793—1814.
37 Bogen. 8. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Der dritte Band: **Beethovens letzte Jahre** 1815—27 (Schluß des biographischen Theils) befindet sich in Arbeit und wird noch im Lauf dieses Jahres erscheinen.

Der vierte und letzte Band: **Beethovens Werke** wird ein Separatwerk bilden.

Leipzig.

Ernst Julius Günther.